7.a, Ewiger Krieg.

	Herr Hauptmann Groschupf.
März	Herr Hauptmann Meyer.
April	Herr Fabrikant Krantz.
Mai	Herr Dr. Herrmann.
Juni	Herr Major Kannengießer.
Juli	Herr Landger.-Director Helsig.
August	Herr Oberstlieutenant Freih. v. Friesen.
September	Herr Staatsanwalt Dr. Fiedler.
Oktober	Herr Rechtsanwalt Seÿfert.
November	Herr Landger.-Rath Martini.
December	Herr Kreishauptmann v. Salza.
Januar	Herr Präsident v. Koppenfels.

Ewiger Krieg.

Studien eines deutschen Offiziers.

[Von Bernhard Kiessling.]

„Träumt Ihr den Friedenstag?
Träume, wer träumen mag!
Krieg ist das Losungswort!
Sieg! Und so klingt es fort!“
Goethe. Faust II. 3.

„Jeder glaubt gerne, was er wünscht, die Dinge selbst aber sind anders beschaffen.“. . .
„Ich halte es für die Pflicht eines jeden rechtschaffenen Bürgers, das Heil des Staates dem Beifall der Zuhörer vorzuziehen.
Demosthenes.

Berlin 1885.
Druck und Verlag von Friedrich Luckhardt.

Inhalts-Angabe.

Seite

I. Die Entstehung der Idee vom „Ewigen Frieden“ und ihre Vertreter 1

II. Krieg und Friede, Natur und Moral in ihren Beziehungen zu einander 25

III. Die Unmöglichkeit der Verhinderung des Krieges durch den Staat 41

Der Kampf ums friedliche Dasein 63

IV. Die Beziehungen des Krieges zu den Künsten, zum Handel, zur Industrie und zu den Wissenschaften:

1. Der Krieg und die Künste 78

2. Der Krieg und der Handel, die Industrie, das Gewerbe 100

3. Der Krieg und die Wissenschaften 105

V. Die Kulturnotwendigkeit des Krieges 109

VI. Die moralische Notwendigkeit des Krieges 132

VII. Zusammenfassung und Schlußwort 157

Vorwort.

„Krieg!“ — wie lange wird es noch dauern, bis diese entsetzliche „Erfindung“ der Menschheit vor der unausgesetzt steigenden, alles überwindenden hohen Entwickelung der Kultur, bis diese schauerliche Brutstätte aller Gräuel und Schrecken, aller Barbarei und Brutalität von Jahrtausenden auf ewig in das verdiente Nichts hinsinken und verschwinden wird! ...

„Ewiger Krieg!“ — Ein Schauder erfaßt Hunderte, Tausende beim Nachsprechen dieses Wortes; welche ungeheure Fülle von unendlichem Jammer und unsäglichem Elend, von unerhörter Trübsal und Not! Ein unabsehbares Leichenfeld durchfurcht von tiefen Strömen rauchenden Menschenblutes steigt vor dem geistigen Auge auf, und zu hören glaubt man das letzte Wimmern Millionen Sterbender! ... Wie oft kann man ähnliches lesen oder hören? ...

Selbst der thatendurstigste und ehrsüchtigste Soldat ist so viel Bürger und Mensch, daß er den Krieg gar nicht in Schutz nehmen will gegen die Anklagen auf Schrecklichkeit und Rücksichtslosigkeit bis zur Rohheit und Brutalität; fast alle Völker lechzen sozusagen nach dem holden Frieden, nach der „wahren Glückseligkeit“ — und doch immer wieder Krieg — und nun gar „Ewiger Krieg!“ — Unerhört! —

Zweierlei freilich ist es: der gläubigen Menge schöne Phrasen mit einem obligaten Friedensschnörkel durch den Mund

ziehen, und die Lösung des angeblich praktischen Problems der „Völkerharmonie" als das lächerlich Einfachste hinstellen — einerseits; und ein ernstliches Zergliedern einer Frage andrerseits, deren Beantwortung schon von so Vielen versucht, aber von keinem noch wirklich befriedigend geliefert wurde, trotz des ungemeinen, ja einzig großen Interesses für das ganze Menschengeschlecht.

Ein mächtiges Hindernis stellt sich jedem, der den Krieg in den Kreis tiefergehender Erwägungen zieht, in der frappanten Idee des „Ewigen Friedens" entgegen; eine scharf sondierende Betrachtung derselben wird da nie zu umgehen sein; ganz besonders ist bei kritischer Untersuchung des Wertes irgend einer allgemeinen philosophischen Hypothese noch zu erwägen, ob dieselbe entweder nur als rein theoretische Supposition, als spekulative Grundidee als logisch-notwendiges, ideales Postulat eines abstrakten Lehrgebäudes aufzufassen sei, oder ob sie als geeignet angesehen werden soll, im ewigen Flusse des Lebens der Individuen oder der Völker dereinst Inhalt und Form zu gewinnen.

Für die ersten Fälle kann es nur eine Regel geben: „der Wissenschaft vollste, absolute Freiheit!"

Denn es wäre doch gar zu traurig, wenn man in der Periode der Gewissensfreiheit die Denkfreiheit infragestellen, in der Zeit der Glaubensfreiheit die Wissensfreiheit antasten würde. Im zweiten Falle aber liegen die Dinge ganz anders: da ist zunächst zu erwägen, ob die als praktisch möglich bezeichnete Idee auch das ist, wofür sie sich ausgiebt, und sodann eventuell ob sie nicht, gerade wegen der absoluten Unmöglichkeit ihrer Realisierung im Zusammenwirken mit der Vorspiegelung des Gegenteils, eine Auffassung der Thatsachen im Staate zu erzeugen vermöge, welche dessen Existenzbedingungen in wesentlichen Punkten in Erschütterung zu versetzen geeignet sein würde.

Ist dies aber einmal erwiesen, so ist es Pflicht eines jeden Vaterlandsfreundes und unter Umständen des Staates, einer jeden Anmaßung der bezüglichen Theoretiker energisch gegenüber zu treten, und dies um so mehr, je bedenklichere und ausgreifendere Folgen aus dem unglücklichen Gedanken sich zu entwickeln vermögen.

Nicht mit dogmatischen Sprüchen freilich oder gar mit Gewaltmaßregeln schafft man eine angeblich gut fundamentierte, auf praktische Realisierung abzielende Idee aus der Welt, sondern durch eingehende Erörterung ihrer naturwissenschaftlichen, historischen, kulturellen oder moralischen Basis, mit deren Zertrümmerung der ganze Schwindelbau in sein ursprüngliches Nichts zusammenstürzen muß; ist es doch nicht ausgeschlossen, daß auch da und dort einmal nachgewiesen werden kann, daß so eine schimmernde Idee keineswegs der einer schweren, goldenen Krone vergleichbare, ernst-konsequente Abschluß eines idealistischen, abstrakt philosophischen Systems sei, sondern vielmehr den einer Faschings-Mütze aus Goldblech ähnelnden, lächerlich-sentimentalen, phantastisch-schwärmerischen Aufputz einer nur mit nackten Thatsachen zu rechnen vorzugebenden Naturphilosophie bilde, und sich als ein auf die normale Denkthätigkeit narkotisierend wirkender Gefühlsausbruch qualifiziert, für die bunte Menge berechnet, die ob ihrer eigenen Erbärmlichkeit mit der Welt, wie sie uns erscheint, und wie sie daher von uns verstanden und genommen werden muß, unzufrieden, in allen Ewigkeiten und Unendlichkeiten umherstöbert, um sich dann ihr Vorstellungs-Gebäude in irgend einer nebelhaften Schmollecke zu konstruieren, wo es sich allerdings bequemer leben mag, als es auf dieser ruhelosen und kriegslustigen Erde möglich ist. Die Idee vom „ewigen Frieden“ also ist es, welche im Folgenden zunächst etwas näher geprüft werden soll; die Gefahren, die in ihr verborgen liegen, müssen aufgedeckt und das, was

den Völkern notthut, muß ins Licht der Entwicklungs-Geschichte der Natur, der Kultur und der Moral gestellt werden. —

Wenn der Verfasser der Abhandlung über die „deutsche Arbeit“, W. H. von Riehl, die Citate in Büchern mit den „rußigen Händen“ der „zur Arbeit gehenden“ Schlossergesellen vergleicht, welche mit den äußeren Anzeichen ihrer Beschäftigung renommieren wollen[1]), so ist doch, ganz abgesehen davon, daß der „Ruß“ in Büchern immerhin die Frucht bereits persönlich geleisteter, schwerer Arbeit zu sein pflegt, der Einwurf nicht unberechtigt, ob denn eine Abhandlung über Fragen, die nur mit „Thatsachen“, nicht aber mit „Ideen“ und „Meinungen“ zu beweisen sind, durch Weglassen der Quellenangaben, ja schon durch Abänderung nur des originalen Wortlautes nicht identisch werden kann mit einer wertlosen, weil unkontrolierbaren und willkürlichen Kompilation. Unstreitig aber liegen im gegebenen Falle die Dinge so, daß nur mit Hilfe von thatsächlichen Ereignissen und Erscheinungen ein ausschlaggebender Beweiserfolg zu erzielen ist.

Was aber diejenigen Citate anlangt, deren Inhalt nicht aus Thatsachen, sondern aus Ideen und Ansichten besteht, so ist von dem Grundsatze ausgegangen worden, unsere Geistesheroen dort immer das Wort führen zu lassen, wo dieselben bereits das für den vorliegenden Zweck Gediegenste und Entsprechendste oft in wahrhaft monumentaler Form mit dem Worte festgelegt haben. Wenn hierbei sorgfältig vermieden wurde, auf militärlitterarische Autoritäten zurückzugreifen, so mag dieser Umstand zunächst etwas auffallen; doch wird sich die Verwunderung bedeutend herabmindern, wenn man erfährt, daß

---

[1]) W. H. von Riehl. Die deutsche Arbeit. Seite 190. Stuttgart. Cotta. 1884.

diese Erscheinung aus der Erwägung hervorgegangen sei, die apologetische Rede Onkel Toby's in Lorenz Sternes Tristram Shandy enthalte doch ein gutes Stück Lebensweisheit, und sei daher für ähnliche Fälle wohl zu beachten; dort heißt es: „Ich empfinde es recht wohl, Bruder Shandy, daß es vor der Welt einen üblen Eindruck macht, wenn ein Mann, dem das Waffenhandwerk Beruf ist, den Krieg herbeisehnt, wie ich es gethan; — und daß er sich, wie gerecht und zutreffend auch immer seine Beweggründe und Absichten gewesen sein mögen, in einer unbehaglichen Lage befindet, wenn er sich hierbei vor der Vermutung von der Verfolgung persönlicher Zwecke schützen soll." [1])

Das Gleiche wird schließlich auch von dem Berufssoldaten vermutet werden können, der den Krieg verteidigt, — insofern sind also gewiß sicher einige Vorurteile zu besiegen: es steht zu hoffen, daß deren Ueberwindung sicherer und rascher gelingen werde, wenn neben den Thatsachen hauptsächlich die Männer der „friedlichen" Arbeit auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft sprechend auftreten. —

Von einer Erschöpfung des Themas „Ewiger Krieg" kann natürlich keine Rede sein; es erscheint vielmehr überhaupt sehr zweifelhaft, ob ein Einzelner in der Lage sein würde, eine derartige Aufgabe glücklich zu erfüllen. Die Sphinx der allgemein fortschreitenden Entwicklung durch und im Kampf um's Dasein wirft auch dieses Rätsel in die Welt; die Lösung wird niemals völlig gelingen.

Diese Studie hat sich aus im Laufe der Jahre vereinzelt hingeworfenen Gedanken allmälig zu einem leidlichen Ganzen zusammengeschlossen, und es ist daher wohl möglich, daß sich

---

[1]) Laurence Sterne, The life and opinions of Tristram Shandy Gentleman. Seite 206. Vienna. Sommer. 1798.

die strenge Harmonie aller einzelnen Teile unter einander weniger in der äußeren Form offenbare als in dem tiefinneren Zusammenhang mit dem Ganzen, dem mit Erfolg zu dienen jedes Glied geeignet sein wird.

Der Zweck des Ganzen aber ist, einen alten, fest eingewurzelten Aberglauben energisch zu erschüttern; einer fast zum Glaubenssatz von apriorischer Gültigkeit gewordenen, unfruchtbaren Idee, die in weiteren wissenschaftlichen Kreisen seit langem verbreitet ist, die letzten spärlichen Lebensadern noch scharf abzubinden; den Indolenten unserer Nation das Bewußtsein der Pflichten gegen das Vaterland anzuregen; ganz besonders aber dem Heere und seinen Freunden die ewigen Grundlagen des so viel geschmähten Krieges, dessen Diensten wir uns für's Vaterland verpflichtet haben, im Lichte der Wahrheit, wenn auch nur in Umrissen, darzustellen, um eine wichtige Quelle für das dienstfreudige Weiterstreben nicht durch die Monotonie eines langen Friedens versiegen zu lassen.

Der Verfasser.

I.

Die Entstehung der Idee vom „Ewigen Frieden“ und ihre Vertreter.

„Diese Unvergleichlichen
Wollen immer weiter,
Sehnsuchtsvolle Hungerleider
Nach dem Unerreichlichen!“
Göthe, Faust II. 2.

„In so gefährlichen Dingen, wie der Krieg eins ist, sind die Irrtümer, welche aus Gutmütigkeit entstehen, gerade die schlimmsten“
v. Clausewitz.

In jedem lebenden Wesen muß nach irgend einer entsprechend energischen Ausnützung der individuellen Kräfte schließlich ein gewisses Bedürfniß nach Ruhe entstehen; da aber der Trieb der Selbsterhaltung vom ersten Moment des erwachenden Lebens ab unwiderstehlich wirkt, so kann man, ohne die Gefahr einer Widerlegung befürchten zu müssen, getrost annehmen, daß noch am ersten Tage der Entstehung eines empfindenden Wesens auch der unbewußte Trieb nach einer Pause in der äußeren Bewegung sich einstellte; wenn sich derart das erste Auftauchen einer (natürlich dunklen) Idee der individuellen Ruhe rein formal aus dem Zwang, die im Interesse der Selbsterhaltung verbrauchten Kräfte wieder zu ersetzen, bezw. die noch vorhandenen nicht zu vergeuden, leicht folgern läßt, so ist es kaum viel schwieriger anzunehmen, daß die erste in ihrer Existenz bedroht gewesene Gemeinschaft denkender Wesen, die sich im Streben nach teilweiser Aufhebung des Rechtes der freien Anwendung aller im Wettbewerb um die Existenz möglichen Mittel zusammengefunden hatten und dann gezwungen worden waren, sich gegen jene heftige Bedrohungen kräftig zu wehren, auch den naheliegenden Wunsch in ihrem Innern lebendig werden sah, ähnlichen Gefahren und den mit der Abwehr derselben verbundenen Mühen und Lasten nicht mehr, oder doch so lange nicht mehr ausgesetzt zu sein, als voraussichtlich Zeit benöthigt wäre, um wieder in eine Ordnung und in den Besitz so vieler Kräfte und Mittel gelangen

zu können, daß eine Verteidigung des Ganzen auch mit einiger Aussicht auf glückliche Durchführung möglich werde: der Inhalt dieses Wunsches war also nicht verschieden von der Idee des Friedens, die demnach mindestens so alt ist, als die erste Menschengemeinschaft, als der erste Stamm oder Schwarm.

Ob diese Idee schon in früheren Jahrtausenden sich zu der vom „ewigen Frieden" erweiterte, ist natürlich unbekannt, aber auch sehr zweifelhaft; denn die nachgewiesenermaßen unaufhörlichen Kämpfe der Stämme und Staaten unter einander mußten den wohl noch nicht allzu doktrinär veranlagten Söhnen der Natur doch eher alles Andere, als die Hoffnung auf das plötzliche Aufhören aller äußeren Konflikte nahe legen.

Im Pentateuch, diesem ehrwürdigen Staatsgrundbuch, ist wenigstens noch nicht viel von dem Säuseln linder Friedenslüfte zu verspüren; dort heult vielmehr ein eisiger Sturm der Wiedervergeltung, der Rache: „Auge um Auge, Zahn um Zahn!" zischt und braust es dort immer und immer wieder! Wie könnte bei einer solchen Grundidee jemals Friede auf längere Zeit möglich werden? . . . . .

Ein so eminent praktischer Realpolitiker, wie jener bewundernswerthe Staatsmann der Juden, konnte ja gar nicht auf den Gedanken kommen, auch nur ein Präludium zum Hohen Lied der gliederschwachen und saft- und kraftlosen Friedensduselei anzustimmen; er hätte denn absichtlich sein auf einem Eroberungszug bedeutendster Art befindliches, auf tausend Kreuz- und Querzügen seinem Meister und Führer treu gebliebenes Volk vor den Thoren des endlich erreichten gelobten Landes festlegen wollen! —

Wie Amphiktyon, dessen Vater und Großvater, Deukalion und Prometheus doch sehr praktische und kluge Männer gewesen sein sollen, zu der Ehre kommt, die Gründung der griechischen Schiedsgerichts- und Friedensvereine inauguriert zu haben, ist

nicht gut zu erklären; denn wenn auch der erste von jenen die Rettung der vom zweiten erstmals geschaffenen Menschen verantworten soll, so ist dies doch immer noch unendlich leichter und angenehmer, als die Rechtfertigung der Gründung der schmählich verunglückten Amphiktyonien, von deren Einrichtungen und Erfolgen die Orakelwirthschaft in Delphi noch das meiste Interesse in Anspruch nimmt, weil eben die Orakelei den damaligen Menschen und ihren Anschauungen am besten genügethat.

In Indien nahm zwei Jahrhunderte später Buddha den Frieden und anderes Schöne in seinen Schutz; der Erfolg war natürlich ein großer; nach und nach schlich sich aber auch hier Gleichgültigkeit gegen den Geist der ursprünglichen Lehre ein, und nach ungefähr einem Jahrtausend stand man sogar formell wieder auf dem Boden der Urreligion, von der Buddha ausgegangen war, des Brahmaismus.

Die Metamorphosen des phantasievollen Ovid machen uns den Mund nach dem auf ewig entschwundenen goldenen Zeitalter wässerig; wenn dieses Dichters Annahme, seine Zeit sei bereits beim Zeitalter des Eisens angekommen, richtig gewesen wäre, müßten wir über die Periode des Blechs längst hinaus sein; da ist es ein Trost, daß wir seine Theorie als Rückwärtskonstruierung der Entwicklungs- und Seligkeitsgeschichte strikte nachweisen können. —

Wie wenig die Idee vom „ewigen Frieden" den Kennern und Anhängern der Gesetze Mosis behagte und behagen konnte, zeigt am deutlichsten die Aufnahme, welche die Idee der Weltbrüderlichkeit im Verein mit auf Vertiefung der Religion und Entfernung des Formelwesens gerichteten idealen Reformen bei den Juden fand! Während der politische Realist nichts als das einfachste, soziale Grundprincip der Gegenseitigkeit und der Einschränkung der individuellen Selbstsucht im Interesse des Ganzen mit den entsprechenden rücksichtslosen Strafandrohungen aufgestellt

hatte; während der romantisch-idyllisch-mythologisierende Dichter von verschwundenen und nie wiederkehrenden schöneren und besseren Tagen träumte, unter dem Einfluß der herrschenden realistischen Geistesströmung aber sich gar keinen eitlen Hoffnungen und Wünschen hingab: entfaltete der sociale Idealist die glitzernde Fahne der kosmopolitischen Einheit des Menschengeschlechts.

John Bright, der bekannte englische Humanitätsphilister äußerte im Juni 1883 zu Birmingham: „Wenn das Christenthum nicht eine Fabel ist, muß diese Zeit" (des ewigen Friedens) „erscheinen."

Die Einseitigkeit dieser Argumentierung ist auffallend; es mag sein, daß sie dem hochkirchlichen England genügt; was aber die Hunderte von Millionen Türken, Inder, Chinesen, Japaner, Afrikaner daraus lernen sollen, ist nicht recht ersichtlich; freilich scheinen mehr Menschen ob ihres „Glaubens" hochmüthig auf andere zu blicken, als wegen ihres „Wissens". —

Dauernden Einfluß konnte also auch die unstreitig erhabenste Friedensreligion auf die Gestaltung der Lebensschicksale der Staaten und der Völker nicht gewinnen; und auf zukünftige Erfolge kann sie nun auch gar nicht mehr rechnen, weil die Zeiten des frischen, jugendlich-feurigen Enthusiasmus oder des opfermuthigen, todesfreudigen Fanatismus, sowie die in der Einheit liegende Kraft mit der stets zunehmenden Zahl und Ausdehnung der inneren und äußeren Meinungsdifferenzen, nach allgemeinen Entwicklungsgesetzen längst auf immer dahin sind. — —

So schleppt sich nun die Hoffnung auf den „Ewigen Frieden" alt und krank bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts hin, wie das versiechend zuckende Flämmchen, dem das nährende Oel zu mangeln beginnt, sich noch durch das Aufsaugen der letzten paar Tröpfchen nährt; ein leiser Luftzug läßt es von Zeit zu Zeit qualmend auf flackern; fände sich

doch eine mitleidige Seele, es rasch auszublasen, statt daß immer wieder von neuem ein recht überflüssiger, weil nutzloser Versuch gemacht wird, die elektrische Flamme der Entwicklung in und mit dem „Kampf" durch das Petroleumlicht des „ewigen Friedens" wo möglich in Schatten zu stellen. —

Das ganze Mittelalter hindurch und dann herauf bis in die neueste Zeit finden wir Friedensschlüsse auf „ewige Zeiten" die schwere Menge; im 19. Jahrhundert ist besonders bemerkenswerth die Pariser Resolution von 1815 und die „heilige Allianz" von 1818; auch ausgesprochene „Friedensgesellschaften" konstituieren sich schon im 2. Jahrzehnt, nachdem die vom revolutionierenden Frankreich proklamierten Menschenrechte u. dgl. m. vergebens mit Blut und Eisen geschrieben worden waren; heute muß man über manche Phantasterei lächeln, die ihrer Zeit die ernsthaftesten Männer in erregte Spannung zu versetzen vermochte.

Hypersentimental, humanitätstrunken, geblendet von der Idee der „Stadt Licht", der „Centralsonne der Kultur" tappt der Romantiker Viktor Hugo, der große Dichter und kleine Baschibozuk der Politik nach Rüstow, mit seinen Armen in der ganzen Welt herum, immer neue Brüder zu finden, die sich an die von „Universalliebe" durchwogte Brust recht innig pressen zu lassen geeignet wären; heute die Familie der Romanen, morgen die Araber, übermorgen die Annamitenwelt brüderlich in die Arme zu schließen und „liebewonniglich in Alles überzufließen" — solche idyllische Versuche mögen ja ganz amüsant sein; jedenfalls aber ist und bleibt es jedem unbenommen, seinen überquellenden Gefühlen in beliebiger Form Ausdruck zu geben; das ist also absolut Privatsache; anders liegen die Dinge, wenn solche Leute mit ihren „Intuitionen" in das Gebiet der Politik einzudringen versuchen; dann erregen sie mit Recht die Aufmerksamkeit der um das Wohl des Staates praktisch sich Bemühenden; sehr leicht wird Einem die Erledigung

der Angelegenheit dann gemacht, wenn die Hohlheit der Phrasendrechselei in so unerhörter Art sich zu erkennen giebt, wie es gerade bei unserm Federhelden ersten Ranges der Fall ist: kann man sich etwas Naivoriginelleres überhaupt vorstellen, als die Behauptung, wir brauchten, um aus dem dermaligen „Ewigen Kriegs“-in den künftigen „Ewigen Friedens“-Zustand hinüber zu gelangen, nur noch Einen, aber möglichst ergiebigen Krieg, in dem sich so nebenbei einige Hunderttausend gegenseitig auffressen, wie die bekannten zwei Löwen auf dem Münchener Bilderbogen . . .

„Es ist doch auch bemerkenswerth zu achten,
Zu sehn, wie „Fasler“ die Natur betrachten.“*)

Dann soll der große, große Friedensschluß möglich werden; o Zeit der Wonne und Seligkeit! — Wenn nur der Nachwuchs nicht wäre, der am Ende etwas von der „Freßlust“ der Eltern und Ahnen erben dürfte! Nun, wenn er gar zu „atavitisch“ wird, hetzt man nach ungefähr 40 Jahren die Schlimmsten wieder auf einander; allmälig wird das große Werk doch gelingen: Hugo sagts und das genügt! . .

Viel „praktischer“ fassen solche Fragen sentimentalisierende Engländer auf; wenn zum Beispiel ein Lorimer ein „Völkerrecht“ fürs 20. Jahrhundert schreibt, so bedenkt er immer zunächst, was er „ins Haus braucht“; und da wird es ihm rasch klar, daß ein bischen Seeräuberei doch gar zu niedlich und historisch sei, und eine Seegroßmacht doch nicht so überhuman sein dürfe, den Vortheil des Beuterechts auf feindliche Handelsschiffe hinzugeben für das Linsengericht der Aufnahme in den Kreis der übrigen europäischen Vertragsstaaten; dafür aber ist Herr Lorimer gegen den Handel der Neutralen um so humaner, da sieht man sich plötzlich auf einem „reinmenschlichen“

*) Göthe. Faust II. 4 (frei).

Drehstuhl, der eine freie Bewegung überallhin gestattet; der „Neutrale Mensch", nicht „Staatsbürger" darf dem Feinde auch Kriegsmunition unbehelligt zuführen; der Vorschlag ist wahrlich einzig in seiner Art! — Ganz spaßig aber ist sein „ewiges Friedensmittelchen": „Man stelle zunächst ein völliges Gleichgewicht unter den zivilisierten (!?) Mächten her"... Das Weitere wird Herr Lorimer nach der „völligen" (Menschenmaterial?) Herstellung dieses Gleichgewichts angeben ... Also etwas Geduld! ... —

An eifriger Friedenspropaganda, an schönen Reden und frommen Wünschen läßt es zumal der „Internationale Schiedsgerichts- und Friedensverein" nicht fehlen; auch hier aber hätte man einen der originellsten Fälle zu konstatieren: in diesem selben Verein nämlich verfiel man auf die famose Idee eine „elsaß-lothringische Frage" zu erfinden; im Jahre 1883 wurde in Brüssel ganz ernsthaft über das Thema debattiert, speziell wie man nach Rückgabe der beiden Provinzen an Frankreich die Idee des ewigen Friedens wohl realisieren könne; und die anwesenden Deutschen, unter ihnen auch eine seitdem verstorbene, viel gefeierte politische Persönlichkeit, hörten alles ruhig mit an und — „michelten", d. h. sie ließen sich um des „lieben Friedens" willen alles bieten und — — schweigen!

Bei der Eröffnung des Schiedsgerichtskongresses, welcher am 4. August 1884 in Bern abgehalten wurde, sprach Bundesrath Ruchonnet von den Uebeln des Krieges (die Niemand läugnet) und von der Last stehender Heere (die auch kein Mensch bezweifelt), welche mehr Geld als die Phylloxera und mehr als der Krieg selbst verschlingen; von der allgemeinen (?) Entwaffnung (!!): aber er glaubt, daß dem Kriege nur durch die Kodifikation des Völkerrechts und durch die Einführung internationaler Tribunale ein Ende gemacht werden könne. Dies sei keine Utopie! Die Vereine, welche sich überall für

den Frieden bilden, in der neuen wie in der alten Welt, im Norden wie im Süden, unter den Lords wie unter den Arbeitern, unter den Frauen wie unter den Männern, weisen auf eine große Bewegung in der öffentlichen Meinung hin. (Der Bürger wird wohl nie und nirgends emphatische Kriegshymnen gesungen haben!) Die Regierungen gehen ihrerseits immer mehr schiedsgerichtliche Verträge ein und vereinigen sich im Interesse des öffentlichen Dienstes (— wohl auch in ihrem eigenen!), wie dies der Weltpostvertrag und der Vertrag zum Schutze des geistigen Eigentums beweisen. Alles deute auf das Herannahen eines permanenten internationalen Schiedsgerichtes hin, ja selbst auf einen allgemeinen (??) Völkerbund.

Die Unmöglichkeit eines solchen „allgemeinen" Bundes ist schon so oft dargethan worden, daß eine kurze Andeutung genügen kann, wie ein Richter ohne Exekutivorgane einfach undenkbar erscheint: und dann an einem Staate mit vielleicht 100 oder mehr Millionen Bewohnern eine Exekution vorzunehmen, möchte eben immer noch auf einige Schwierigkeiten stoßen.

Obiger Bericht ist entnommen der Münch. Allg. Ztg. von 1884 Nr. 218; es ist ein gelungener Zufall, daß sich in der Nummer 222 sowohl der Schlußbericht über jenen Kongreß als folgende Bemerkung findet:

„(Die englische Eisenbahnpolitik der letzten 10 Jahre [1873—1883] Prof. Gustav Cohn.)

Noch immer schrickt jeder vor der Uebermacht der Gesellschaften zurück, die allen drohen, welche sie vor Gericht zu ziehen geneigt wären. Noch immer sind die Prozeßkosten viel zu hoch, als daß sie nicht viele von der Geltendmachung ihrer Rechtsansprüche abhielten; noch immer wird ein endlich ergangenes Gerichtsurteil mangelhaft befolgt, weil die Gerichtskompetenzen nicht klar sind und an obrigkeitlichen Befugnissen Mangel herrscht. Im Publikum überwiegt die Ansicht, daß

vor das Eisenbahntribunal überhaupt keine Privatleute gehen, um zu klagen, sondern nur die Eisenbahn-Gesellschaften unter einander sich dort befehden. (S. 149.) Ein Privater, so lauten mehrfache Zeugenaussagen, welcher gegen Eisenbahn-Gesellschaften Klagen erhebt, ist ein gezeichneter Mann (a marked man), er wird derartig chikaniert, daß jeder lieber schweigend das Unrecht hinnimmt. Selbst das Kriegsdepartement Ihrer brittischen Majestät erklärt, es scheue, eine Klage vor den Railway-Commissions gegen die Eisenbahn-Gesellschaften zu führen, „weil es so viel mit selbigen zu thun habe.“ So beweist denn die Erfahrung, daß mit einem bloßen Aufsichtsinstitut so mächtigen Gesellschaften gegenüber, wie die englischen sind, nichts erreicht werden kann.“

Wie nimmt sich ein derartiges Zugeständniß im Vergleich zu den kühnen Hoffnungen der Friedens- und Schiedsgerichts-apostel aus?! —

Und hier handelt es sich um eine Gesellschaft im Staate, dort um zwei gänzlich heterogene Gebilde! . .

Wer wird es einem transcendentalen Idealisten verargen, wenn er sich auch über die leidige Kriegsfrage mit kühnem Schwung hinwegsetzt und sich dann, von dem Gipfel seines auf und aus Abstraktionen errichteten Ideengebäudes in malerisch-dramatischer Haltung überlegen herablächelnd, der dankbaren Aufgabe widmet, den Widerspruch des Krieges mit den absoluten Prinzipien des Wahren, Schönen und Guten schlagend nachzuweisen? Die „moralische“ Unmöglichkeit des Krieges soll hiermit unzweifelhaft gegeben sein! . . . .

Als klassisches Muster des transcendentalen Idealismus wird Fichte allgemein anerkannt werden: diese seine philosophische Anschauung hinderte ihn aber bekanntlich nicht, seine „Reden

an die deutsche Nation" zu richten. Eines weiteren Kommentars bedarf diese Erscheinung kaum.

Um nun aber vom Idealismus nicht ganz unvermittelt zur entgegengesetzten Art der Weltanschauung übergehen zu müssen, kann man sich gar nichts Günstigeres wünschen als den Umstand, daß an der Schwelle der heutigen philosophischen Systeme ein Mann steht, dessen geistige Universalität ihm gestattete, die klar gesehenen und in allen ihren Verknüpfungen erkannten Thatsachen der Menschen-, Völker- und wahren Weltgeschichte auf so breiter Basis zu einer einzigen Pyramide aufzutürmen, daß für die übrigen kleineren Bauwerke wenig Raum mehr blieb: was bereits gänzlich zertrümmert am Boden lag, schien aber den Besitzern doch nicht ganz werthlos und als dieselben gar entdeckten, daß der Pyramide die Spitze fehle, daß, unbildlich zu sprechen, die höchsten Ideen der Menschheit nur als praktisch-notwendige Postulate der Vernunft hingestellt seien, begannen sie alsbald mit dem „vollendenden" Ausbau ...

„So baut man sich ein mäßig Kartenhaus,
Der größte Geist baut's doch nicht völlig aus".*)

Die Uebrigen aber, die angenommene Basis wohl anerkennend, mit dem Aufbau selbst aber gar nicht einverstanden, begannen ihr Heil in der Verbreiterung und Verstärkung der Grundlage zu suchen, um die Richtigkeit der Behauptung immer unwahrscheinlicher zu machen, daß man alles eben doch nur durch die angeborene natürliche Brille zu sehen vermöge; dem sei nun, wie ihm wolle: offenbar ist es, daß der große Königsberger Philosoph von den modernen Monisten so gut als von den Dualisten aller Nüancen als Heiliger angerufen wird; dieser Vorzug mag seine Schattenseiten haben; als Vermittler wird er aber hier wohl um so mehr bestellt werden können,

*) Göthe, Faust II. 2.

als er ja selbst einen „philosophischen Entwurf“ „Zum ewigen Frieden“*) veröffentlichte: wie sich Kant außerdem über den Krieg äußert, wird im weiteren Verlauf nachzuweisen sein; hier soll sie auf die Betrachtung des erwähnten „Entwurfes“ beschränkt werden.

Wenn er sich einleitend gegen die Folgen der „Staatsgefährlichkeit der von ihm zu entwickelnden Lehrsätze salviert“, so ist das eine gewisse Uebertreibung der Vorsicht; immerhin bleibt es sehr bemerkenswerth, daß es Kant keineswegs verborgen blieb, daß ein Versuch seine Theorien praktisch zu machen, „dem Staat, der von Erfahrungsgrundsätzen ausgehen müsse“, Gefahr bringen könne; an den „theoretischen Versuch“ brauche sich der weltkundige Staatsmann nicht zu kehren.

Im ersten Abschnitt nun, welcher die „Präliminarartikel zum ewigen Frieden unter Staaten enthält“ heißt es unter I „„Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffes zu einem künftigen Kriege gemacht worden.““ — — Was ist mit dieser bedingten Negation der „Giltigkeit“ erreicht, wenn letztere unbedingt erforderlich ist? Muß dann der „giltige Friedenschluß nicht erzwungen werden — durch Krieg?! Wer soll aber gar die einschlägigen Verhältnisse feststellen, wie soll diese Theorie praktischen Werth erhalten? . . .

Die Erläuterung des I. Artikels ist zu interessant, als daß sie hier nicht unverkürzt folgen sollte: „Denn alsdann wäre er ja ein bloßer Waffenstillstand, Aufschub der Feindseligkeiten, nicht Friede, der das Ende aller Hostilitäten bedeutet, und dem das Beiwort ewig anzuhängen, ein schon verdächtiger Pleonasmus ist. Die vorhandenen, obgleich jetzt

---

*) Königsberg bei Friedrich Nicolovius 1795.

vielleicht den Pacifizierenden selbst noch nicht bekannten Ursachen zum künftigen Kriege sind durch den Friedensschluß insgesammt vernichtet, sie mögen auch aus archivarischen Dokumenten mit noch so scharfsichtiger Ausspähungsgeschicklichkeit ausgeklaubt sein". — Von den im Leben der Völker wie der Einzelnen sozusagen spontan und mit Naturnothwendigkeit auftretenden casibus bellorum scheint gar keine Ahnung vorhanden zu sein? —

„Der Vorbehalt (reservatio mentalis) alter aber erst künftig auszudenkender Prätensionen, deren kein Theil für jetzt Erwähnung thun mag, weil beide zu sehr erschöpft sind den Krieg fortzusetzen, bei dem bösen Willen, die erste günstige Gelegenheit zu diesem Zweck zu benutzen, gehört zur Jesuitenkasuistik, und ist unter der Würde der Regenten, so wie die Willfährigkeit zu dergleichen Deduction unter der Würde eines Ministers desselben, wenn man die Sache, wie sie an sich selbst ist, beurteilt. —"

Die Einseitigkeit, mit welcher die Kriege ausschließlich als sogenannte Kabinetskriege hingestellt werden, läßt jetzt schon Zweifel an der Ersprießlichkeit einer weiteren Untersuchung aufsteigen.

„Wenn aber, nach aufgeklärten Begriffen der Staatsklugheit, in beständiger Vergrößerung der Macht, durch welche Mittel es auch sei, die wahre Ehre des Staates gesetzt wird, so fällt freilich jenes Urteil als schulmäßig und pedantisch in die Augen."

Man kann die letztere Ansicht als sehr berechtigt erklären, ohne allzuviel gegründeten Einwürfen begegnen zu müssen: welcher Staat strebt nicht wenigstens nach Erhöhung der Intensität seiner Macht? Giebt es überhaupt ein Stehenbleiben ohne Zurückbleiben? — Vorwärts oder zurück! ein Drittes giebt es nicht! —

Der 2. Artikel lautet: „Es soll kein für sich bestehender Staat (klein oder groß, das gilt hier gleich viel) von einem andern Staate durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können." — Hiermit wäre jede Kolonial-politik auf den Aussterbe-Etat gesetzt! . . .

Der 3. Artikel handelt von der Abschaffung stehender Heere, wird also vorläufig bis zu einer event. Erörterung dieser Frage zurückgestellt; 4.—6. sind nebensächlicher Art.

Wohin aber selbst ein Kant gelangen mußte bei dem köstlichen Versuch, die Natur in das Prokrustes-Bett einer abstrakten Idee zu zwingen, das erhellt am klarsten aus dem „zweiten Abschnitt, welcher die Definitivartikel zum ewigen Frieden unter Staaten enthält."

Einleitung und Abschluß dieses Abschnitts lassen das Wort „Natur" erfreulich oft hören: Der Kontrast in den verschiedenen Momenten der Berufung dieser hohen Autorität ist jedoch, man möchte sagen, erschreckend!

Der Eingang lautet: „Der Friedenszustand unter Menschen, die neben einander leben, ist kein Naturzustand (status naturalis), der vielmehr ein Zustand des Krieges ist, d. i. wenn gleich nicht immer ein Ausbruch der Feindseligkeiten, doch immerwährende Bedrohung mit denselben. Er muß also g e s t i f t e t werden." . . . . . .

So selbstverständlich es ist, daß der Mensch die Natur nicht in ihrem allgemeinen Lauf zu beirren, sondern im günstigsten Falle passende Konstellationen zu seinem Vortheile auszunutzen vermag, so sicher darf man annehmen, daß Kant 80 Jahre später in seinen strenglogischen Deduktionen schließlich statt bei der Idee des ewigen Friedens, bei der des ewigen Krieges angekommen sein würde; so aber erörtert er in seinem 1. Definitivartikel die angeblich tief einschneidende Angelegen-heit der besten Verfassungs- und Regierungsform, ein Ueber-

schätzen dieser Frage und Unterschätzen aller übrigen Faktoren im Staatsleben sonder gleichen; im Anschluß an den 2. Artikel*) führt er den Nachweis, das Völkerrecht solle auf einen Föderalismus freier Staaten gegründet sein, wogegen Niemand viel einzuwenden haben wird; im 3. endlich wird die Forderung aufgestellt, das Weltbürgerrecht solle auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein," wobei er unter letzterem Begriff verstanden wissen will: das Recht eines Fremdlings, „seiner Ankunft auf dem Boden eines andern wegen, von diesem nicht feindselig behandelt zu werden."**)

Wenn Kant sich selbst gegen den Vorwurf einer „phantastischen, überspannten Vorstellungsart" ausdrücklich zu verwahren für angezeigt erachtete, so ist diese Thatsache bei weitem nicht so merkwürdig, als der schon oben angekündigte Versuch, die Garantie des ewigen Friedens schließlich der Natur zu übertragen:***) „Das, was diese Gewähr (Garantie) leistet, ist nichts Geringeres, als die große Künstlerin Natur (natura daedala rerum), aus deren mechanischem Laufe sichtbarlich Zweckmäßigkeit hervorleuchtet, durch die Zwietracht der Menschen Eintracht selbst wider ihren Willen emporkommen zu lassen" . .

In dieser Form geht es weiter in gerader Richtung und voller Eile noch über den Zweckmäßigkeitsbegriff hinaus bis zur Vorsehung, welche prädeterminierende Ursache zwar als in theoretischer Absicht überschwenglich, in praktischer aber dogmatisch und ihrer Realität nach wohl gegründet ist.

Von der Wirkung der Natur-Vorsehung heißt es dann:†)

„Ehe wir nun diese Gewährleistung näher bestimmen, wird es nöthig sein, vorher den Zustand zu untersuchen, der die Natur für die auf ihrem großen Schauplatz handelnden Personen veranstaltet hat, den ihre Friedenssicherung zuletzt

---

*) Seite 30. **) Seite 40. ***) Seite 47. †) Seite 52.

notwendig macht; — alsdann aber allererst die Art, wie sie diese leiste.

Ihre provisorische Veranstaltung besteht darin: daß sie 1. für die Menschen in allen Erdgegenden gesorgt hat, daselbst leben zu können; — 2. sie durch Krieg allerwärts hin, selbst in die unwirtbarsten Gegenden getrieben hat, um sie zu bevölkern; — 3. durch eben denselben sie an mehr oder weniger gesetzliche Verhältnisse zu treten genötigt hat. —

Daß in den kalten Wüsten am Eismeer noch das Moos wächst, welches das Renntier unter dem Schnee hervorscharrt, um selbst die Nahrung, oder auch das Angespann des Ostiaken oder Samojeden zu sein; oder daß die salzigen Sandwüsten doch noch das Kameel, welches zur Bereisung derselben gleichsam geschaffen zu sein scheint, um sie nicht unbenutzt zu lassen, enthalten, ist schon bewunderungswürdig. Noch deutlicher aber leuchtet der Zweck hervor, wenn man gewahr wird, wie außer den bepelzten Tieren am Ufer des Eismeeres noch Robben, Wallrosse und Wallfische an ihrem Fleische Nahrung, und mit ihrem Thran Feuerung für die dortigen Anwohner darreichen. Am meisten aber erregt die Vorsorge der Natur durch das Treibholz Bewunderung, was sie (ohne daß man recht weiß, wo es her kommt) diesen gewächslosen Gegenden zubringt, ohne welches Material sie weder ihre Fahrzeuge und Waffen, noch ihre Hütten zum Aufenthalt zurichten könnten, wo sie dann mit dem Kriege gegen die Tiere genug zu thun haben, um unter sich friedlich zu leben. — Was sie aber dahin getrieben hat, ist vermuthlich nichts anderes als der Krieg gewesen". Im weiteren Verlaufe heißt es noch öfters, daß die Natur sich des Krieges bedient habe, um zu ihrem Zweck: der Verbreitung der Menschen über die ganze Erde zu gelangen.

Die ganze Ausführung hat eine so verzweifelte Aehnlichkeit mit der verblüffend sublimen Entdeckung der Theologen jenes

Schlages, welche staunend die höchst zweckmäßige Einrichtung betrachten, daß die Mehrzahl der größeren Städte durch die Nähe eines Flusses oder Stromes beglückt ist: man sollte es kaum für möglich halten, daß derselbe Kant, der in theoretisch-spekulativer Hinsicht ein ebenso unzweifelhafter und ausgezeichneter Vorläufer Darwins ist als Göthe in praktisch-experimentaler Richtung, sich zu einer derartigen Argumentation verleiten lassen konnte; da auch seine noch etwas später erschienene „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" eher interessant als logisch-prägnant bezeichnet werden darf, so wird das Urtheil nicht zu schroff sein, Kant habe in seinen letzten Werken dem Gefühl mehr Einfluß eingeräumt, als es für den wissenschaftlichen Werth seiner Deduktionen heilsam war; es sei hier nur an das letzte ungedruckte Werk des großen Philosophen erinnert, dessen angebliche Entdeckung und Vertretung jenem hamburger Pastor vorbehalten war und ihm in kurzem so eigenartige Berühmtheit in der wissenschaftlichen Welt verschaffen sollte.

Noch ein anderer schwer verständlicher Widerspruch muß hier hervorgehoben werden.

Auf Seite 42 bis 45 wird den handeltreibenden Völkern manch schlimmer Vorwurf gemacht: „Vergleicht man hiermit das *inhospitale* Betragen der gesitteten, vornehmlich handeltreibenden Staaten unseres Weltteils, so geht die Ungerechtigkeit, die sie in dem *Besuche* fremder Länder und Völker (welches ihnen mit dem Erobern derselben für einerlei gilt) beweisen, bis zum Erschrecken weit" . . . „In Ostindien (Hindostan) brachten sie, unter dem Vorwande bloß beabsichtigter Handelsniederlagen, fremde Kriegsvölker hinein, mit ihnen aber Unterdrückung der Eingeborenen, Aufwiegelung der verschiedenen Staaten desselben zu weit ausgebreiteten Kriegen, Hungersnoth, Aufruhr, Treulosigkeit, und wie die Litanei aller Uebel, die das menschliche Geschlecht drücken, weiter lauten

mag" . . . In diesem Sinne äußert er sich noch weiterhin; auf Seite 64 aber findet man dann folgende Stelle: „Es ist der Handelsgeist, der mit dem Kriege nicht zusammen (!) bestehen kann, und der früher oder später sich jedes Volks bemächtigt". Eine Zergliederung dieser Ansicht ihrem Inhalt nach wird sich bei Betrachtung vom Verhältnis zwischen Handel und Krieg geeignet anbringen lassen, hier sollte nur die Divergenz der im „Entwurf" enthaltenen, banalen Gedanken ins Licht gerückt werden.

Der „Entwurf" schließt endlich mit folgenden Worten: „Wenn es Pflicht, wenn zugleich gegründete Hoffnung da ist, den Zustand eines öffentlichen Rechts, obgleich nur in einer ins Unendliche fortschreitenden Annäherung wirklich zu machen, so ist der ewige Friede, der auf die fälschlich so genannten Friedensschlüsse (eigentlich Waffenstillstände) folgt, keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die nach und nach aufgelöst, ihrem Ziele (weil die Zeiten, in denen gleiche Fortschritte geschehen, hoffentlich immer kürzer werden) beständig näher kommt."

Ob sich bezüglich der Nährung solch süßer Hoffnungen, die man ja der Erörterung halber auch auf einige Zeit als möglich oder als heilsam annehmen kann, ebenso gut als der Mathematiker eventuell zwei parallele Linien in „unendlicher" (!) Ferne sich schneiden läßt, nicht mehr Nachteile als Vorteile für Staat und die Gesellschaft nachweisen lassen, stehe vorläufig dahin; ganz merkwürdig jedoch nimmt sich neben obigen Worten folgende Stelle des nämlichen Philosophen aus, nach welcher „der philosophische Chiliasmus, der auf den Zustand eines ewigen, auf einen Völkerbund als Weltrepublik gegründeten Friedens hofft, ebenso wie der theologische, der auf des ganzen Menschengeschlechts vollendete

moralische Besserung harret, als Schwärmerei allgemein verlacht wird.*)

Der Grundirrtum Kants liegt sicherlich in seiner Meinung bezüglich der Ursachen der Kriege; aus einer Fülle von einzelnen Bemerkungen im „Entwurf“ ergiebt sich, daß er den Entscheid „Krieg“ oder „Friede“ ganz ausschließlich von den Diplomaten, bezw. den Regierungen abhängig erachtet; so sagt er auch in dem Satze unmittelbar vor der soeben citierten Stelle: .... „Da civilisierte Völkerschaften gegen einander im Verhältnis des rohen Natur-Zustandes (eines Standes der beständigen Kriegsverfassung) stehen, und sich auch fest in den Kopf gesetzt haben, nie daraus zu gehen.“ ....

Dieser „rohe (!) Naturzustand“ führt direkt zu jenen Forschern hinüber, die angeblich nur mit den thatsächlichen Ergebnissen ihrer Beobachtungen und mathematischen Berechnungen arbeiten; kaum ein Einziger dieser Gelehrten zweifelt heute mehr an der Richtigkeit der Selektionstheorie, welche die scheinbar objektive Zweckmäßigkeit einer großen Zahl natürlicher Dinge als das Resultat eines wahrhaft ewigen und unendlichen Ringens um die Existenz hinstellt, in welchem unabänderlich wogenden Getriebe das den Verhältnissen weniger Entsprechende dem Passenderen, das Schwächere dem im Kampfe Stärkeren Platz machen müßte, um so lange des Verdrängten Platz einzunehmen, bis das hinwiederum Ueberlegene in die Arena des Wettbewerbes eingetreten sein wird. Welcher thatfreudige, kampffrohe Mann wird nicht einer solchen frohen Botschaft des ewigen „Krieges“ gerne lauschen? Wer sich aber ihrem Studium widmete, der sicheren Hoffnung, hier dem „Kriege“ theoretisch näher zu kommen, in dem er noch lieber

---

*) Kant, Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Erstes Stück. III.

praktisch stände, dessen harrte eine bittere Enttäuschung! Nicht auf das läuft die Geschichte endlich hinaus, was zu anticipieren „die gesunde Durchschnittsborniertheit" nach Ed. v. Hartmann sich erkühnte, sondern genauestens auf jene „allgemein verlachte" Schwärmerei der Theologen, welche ja nach Kant „auf des ganzen Menschengeschlechts vollendete moralische Besserung harrt."

Ja, auch der Monist predigt Krieg dem Krieg.

Die Dogmatiker reichen sich am Ziel die Hand, dieselbe, die unterwegs einer wie der andere schroff von sich stieß. . . . Jene von unseren Naturforschern, die durch die Theorie des ewigen Kampfes ums Dasein hindurch, der bekanntlich „fast ohne Ausnahme dann am heftigsten sein wird, wenn er zwischen den Individuen derselben Art stattfindet",*) zu der des ewigen Friedens unter Menschen gelangen, setzen sich nichts ahnend der großen Gefahr aus, daß der sich nicht einer gleichen Gedankenelastizität Erfreuende an der objektiven Stichhaltigkeit auch ihrer übrigen Beobachtungsresultate oder doch an der stets richtigen Pointierung ihrer Argumentation etwas zu zweifeln beginnt; hier liegt doch sicherlich ein Stück Dogmatismus vor, da die hier in Frage gestellte Folgerung außerhalb des Bereiches aller Erfahrung liegt, und weil hier ein Spiel mit solchen Begriffen getrieben wird, die thatsächlich als inhaltslos leicht nachgewiesen werden können!

Daß den betreffenden Vertretern nie der Gedanke aufstieg, wo denn etwa in anderen Religionen — hier ist ja die Sprache von einem Dogma der monistischen Naturreligion! — die Erschütterung der Basis sich zuerst gezeigt habe, welche Stellen also zuerst sich dem Angriff gegenüber gesehen hatten: waren es nicht stets die dekretierten Glaubenssätze?! — Viele stutzen

*) Darwin, Ueber die Entstehung der Arten. Kap. 3.

solchen Erscheinungen gegenüber und kehren auf halbem Wege um: was brauchen wir einen neuen „Glauben"? — der alte hält uns wärmer . . . . .

Die originellste Thatsache in der heutigen Theologie und Philosophie ist jedenfalls darin zu erblicken, daß die Religion der Liebe und des Menschenbrudertums in allen Konfessionen dem „Herrn der Heerschaaren und der Kriegsheere" Loblieder singt, während der Forscher, fußend auf der Basis der Thatsache des allgemeinen Wettbewerbes um die Lebensbedürfnisse im Kampf ums Dasein, mit der Glaubens-Idee „des Friedens der Menschen auf Erden" auf vertrautestem Fuße steht. . . .

Ist es schon so weit gekommen, daß man dem exakten Forscher zurufen muß:

„— Quem te Deus esse
Jussit et humana qua parte locatus es in re
Disce —"? Persius*)

Es mag ja recht angenehm sein, stolzen Fluges in die lichten Aetherhöhen der transcendentalen Philosophie sich zu erheben, um dort der Sphärenmusik der abstrakten Ideen einige Töne abzulauschen; den Wissenden droht keine weitere Gefahr bei diesem Experiment: wie ist es aber mit den Halb- und Unerfahrenen, die dem kundigen Führer vertrauend folgen, im Uebermaaß des blendenden Lichtes aber ihren scharfen, natürlichen Blick leicht verlieren? . . .

Wenn man aber den ausgesprochenen Monisten kaum in seiner einmal festgewurzelten Ansicht erschüttern kann — er geht ja vom ewigen Krieg, der ihm also wohl bekannt ist, aus — so sehen wir anderseits den Idealisten oder Rationalisten stets zwischen den Klippen und Riffen der Hoffnung und des Zweifels umhergeworfen.

---

*) Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. I. Motto.

So sagt Wilh. Steub: „Aber wenn wir an den alten Kekrop denken, an den trefflichen Theseus, an Solon, Sokrates, Plato und so viele Andere, die alle auf die Entwilderung unseres Geschlechts ausgingen, und wenn wir deren Bemühungen verfolgen, um am Ende auf die moderne Judenhetze und die Zerstörung von Alexandria zu kommen — so denken wir lieber über etwas Anderes nach, als über die Perfektibilität des Menschengeschlechts.“ *)

Um nicht auch die Flinte der „Entwicklung“ ins Korn werfen zu müssen, sieht man am geeignetsten der Frage etwas tiefer auf den Grund: „Was ist Friede und was Krieg? Wie verhalten sie sich zu einander, zur Natur und zur Moral?

*) Münch. Allg. Ztg. Nr. 201 von 1884.

II.

Krieg und Friede, Natur und Moral in ihren Beziehungen zu einander.

„Eine falsche Hypothese ist besser als gar keine; denn daß sie falsch ist, ist gar kein Schade; aber wenn sie sich befestigt, wenn sie im allgemeinen angenommen, zu einer Art von Glaubensbekenntnis wird, welches Niemand untersuchen darf, dies ist eigentlich das Unheil, woran Jahrhunderte leiden."

Göthe, Zur Naturwissenschaft im allgemeinen. Analyse und Synthese.

Wenn in der Philosophie die Ansicht Gültigkeit hätte, daß das hohe Alter einer Annahme dieser eine gewisse Berechtigung verleihen könne, den historisch begründeten Eigentümlichkeiten gegenüber einige Rücksichtnahme zu beanspruchen habe, so wäre es keinesfalls ein leichtes Wagnis, die Frage aufzuwerfen, ob denn Krieg und Frieden wirklich jene konträren Gegensätze bildeten, als welche sie in der Verkehrssprache stets, von der Philosophie wohl ausnahmslos behandelt werden. Es verlohnt sich vielleicht doch die Mühe einer näheren Untersuchung der Frage, ob jene beiden Erscheinungen einander wirklich in dem erwähnten, gäng und gäben Sinne gegenüber gestellt werden dürfen und ob der Ausfall der Antwort nicht manchen Lichtstrahl auf die sonst schwer zu erklärende Thatsache wirft, daß jeder Schriftsteller, der über den Krieg schreibt, eine andere Definition bringt und doch keine einzige noch allgemein befriedigt hat.

Unter Frieden versteht man jenen Zustand im Leben der Völker, während dessen sich innerhalb der einzelnen Staaten, unter Einhaltung gewisser einschränkender Normen, die verschiedenen Individuen um die Beschaffung des Lebensunterhalts, oder anderer Bedürfnisse oder Genüsse möglichst den Rang abzulaufen suchen; die Staaten aber sind bestrebt als solche oder durch ihre Angehörigen die günstigsten Bedingungen für Existenz, Bequemlichkeit und Sicherheit durch Gewinnung materieller und moralischer Vortheile für das Ganze und die einzelnen Glieder zu erwerben.

Im Kriege aber laufen die Einzelinteressen im allgemeinen wie bisher weiter und nur die Staaten als solche treten aus einem Zustand der Selbstbeschränkung und Zurückhaltung heraus, erhöhen den Wetteinsatz des Bewerbs um die Existenz ganz ungeheuer, stellen alles auf eine einzige Karte — sie spielen va banque! Die Ziele sind genau dieselben geblieben wie im Frieden; denn abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit oder doch Seltenheit, daß zwei einander bisher total fremde Staaten plötzlich so gewagtes Spiel gegen einander für nöthig erachten, wird immer schon im Frieden stets dahin gestrebt worden sein, die eigenen Kräfte zu erhöhen, die des Rivalen zu schwächen, den eigenen Namen zu größerem Glanze zu bringen u. s. w.; man sieht, nur die Mittel werden andere, schärfere; die eigene Absicht wird eben mit aller Rücksichtslosigkeit zu realisieren versucht; kann man da von einem tiefen, innern Gegensatze zwischen Krieg und Frieden mit voller Berechtigung sprechen? Ruht der ganze Unterschied nicht ausschließlich in der eigenartig konzentrierten Form bei Verwendung aller auf Bewältigung des Gegners gerichteten Kräfte, bezw. in der Aufhebung gewisser Schranken und Entfesselung bisher gebundener Gewalten? Auch die Eigentümlichkeiten in Größe und Nachhaltigkeit der positiven und negativen Erfolge scheinen zur Verschärfung des gedanklichen Kontrastes bedeutend beigetragen zu haben.

Eine scheinbare Unterstützung findet die Ansicht, daß Krieg und Friede sich konträr gegenüberstehen, in der unzweifelhaften Thatsache, daß sich zu jeder moralischen Idee, wie zu jedem ästhetischen Begriff ein direkter Gegensatz finden lassen müsse; ja, daß Thesis und Antithesis in Moral und Aesthetik in notwendiger Beziehung zu einander stehen: die Idee der Schönheit bedingt die Vorstellung der Häßlichkeit: „Wie häßlich neben Schönheit zeigt sich Häßlichkeit!"*) Ohne die Denkmöglichkeit des Lasters ist der Tugendbegriff gar nicht vorzustellen. Die Zahl der Beispiele ist unerschöpflich: Haß — Liebe, Tapferkeit — Feigheit, Würde — Niederträchtigkeit; die Regel trügt nie, also muß auch dem Frieden — der Krieg sich gegenüber stellen . . .

So hat man den „Frieden" als eine hohe moralische Idee zum Krieg als der Verhöhnung jeglicher Moral in konträren Gegensatz gebracht, meist ohne sich zu fragen, oder ohne die treffende Antwort auf die Frage zu finden: Was ist Moral? Wer stellt diesen Begriff auf und innerhalb welcher Grenzen hat er objektive Giltigkeit?

Aus dem Begriffe und Wesen des Individuums als unteilbare, selbständige Persönlichkeit läßt sich überhaupt gar kein praktisches Moralprinzip entwickeln; das nun einmal existierende Wesen ist notwendig, ist sich Selbstzweck und ist an sich weder gut noch böse; dazu macht es eben nicht das Denken an sich, sondern das Urteil der Gemeinschaft.**)

Das Einzelwesen hat nur zwei Triebe als Folge seiner natürlichen Organisation: den der Selbsterhaltung und den

---

*) Göthe. Faust II. 3.

**) „Die physische Gewalt (denn eine moralische giebt es außer dem Begriffe des Staates und Gesetzes nicht) ist also das Mittel". (Clausewitz. Das Buch vom Kriege. I. 1, 2. Berlin 1883. R. Wilhelmi.)

der Gattungserhaltung durch die Fortpflanzung; alles übrige, schlecht oder gut, wird durch die Erziehung erst hervorgebracht. „Der Mensch“ (als Einzelwesen) „kann nur Mensch“ (als moralisches Wesen) „werden durch Erziehung“ sagt Kant.

Der Mensch tritt mit seiner Geburt in ein organisches Glied der großen Gesellschaft, in die Familie ein; die durch langes Zusammenleben daselbst herrschend gewordenen „Sitten“ werden dem Kinde theils gelehrt, theils von demselben in Wirkung des dem Selbsterhaltungsbedürfnis nahe verwandten Nachahmungstriebes selbstthätig aufgenommen, mögen sich diese Sitten nun auf Dinge der eigenen Lebenserfordernisse oder auf Grundsätze des normal gewordenen Zusammenlebens erstrecken.

Es soll damit keineswegs kategorisch behauptet werden, daß außer den bezeichneten Trieben keine anderen mit zur Welt gebracht werden können; es ist vielmehr gar keine so schwierige Vorstellung, daß bei stets gleich bleibenden Sitten der Eltern die Kinder mit gewissen durch die Jahrhunderte lange Vererbung gefestigten Prädispositionen einzelner Partien des Gehirnrückenmark=Nervensystems ausgestattet sein mögen. Jegliche Prädisposition aber bedarf der einschlägigen Bethätigung, wenn sie nicht degeneriren soll; die betreffenden Saiten müssen eben einmal angeschlagen werden — durch Erziehung, Beispiel u. s. w. Wie sich auf diese Weise im Laufe unbekannt großer Zeiträume die Begriffe des Schönen, Wahren und Guten entwickeln und befestigen konnten, ja mußten, ist einleuchtend, und um so klarer, wenn man noch annehmen will, daß auch gewisse „soziale“ Triebe direkt vererbt werden, zu welcher Annahme die Betrachtung des unvergleichlich hohen Gesellschaftstriebes gewisser Tiere, wie der Bienen, Ameisen, und mancher anderen leicht verleiten mag; doch darf nicht übersehen werden, daß die Thatsache feststeht: mit der höheren geistigen Prädisposition schwinden die instinktiven Anlagen.

Aus dem Ganzen aber wird sich überzeugend nachweisen lassen, wie groß die Verschiedenheiten der moralischen, die doch identisch sind mit den sozialen Anschauungen, unter den einzelnen sozialen Gruppen sein müssen; der handgreifliche Beweis für diese Behauptung liegt doch gewiß darin, daß die verschiedenen Stammes-, Staates- oder Völkergemeinschaften den eben zitierten, höchsten moralischen Begriffen den denkbar verschiedensten Inhalt gegeben haben. —

Alle jene Augenverdrehungen nach dem „Ewig Wahren", „Ewig Schönen", „Ewig Guten" nehmen sich unfehlbar sehr lächerlich aus, wenn man der Sache etwas auf den Zahn der Ewigkeit und Universalität (ein schönes Wort!) fühlt.

Schon Demokrit machte trotz seines eminenten Verstandes den Versuch, seinen biederben Landsleuten die Erscheinung verständlich und plausibel zu machen, daß dem Neger natürlich ein schwarzes Weib als das Ideal der Schönheit vorschweben müsse; die Männer von Abdera schüttelten lächelnd ihre bezüglichen Häupter; sie haben den „Schwindler" nicht einmal gesteinigt; ja, das gute Volk läßt sich durch solche Schnurrpfeifereien in seinen historisch berechtigten, altersgrau und lahm gewordenen Anschauungen nicht erschüttern.

„Das treu-gemeine Volk allein begreift,
Und läßt sich im Begriff nicht stören;
Ihm ist die Weisheit längst gereift" . . . *)

Was die „Wahrheit" anlangt, so wird auch der inspirierteste Schwärmer zugeben, daß der Nachwelt noch immer ein gut Stück Arbeit übrig bleibt, wenn sie auch weiter nichts thun will, als nur den Wust und den Schutt modernder Gelehrsamkeit früherer Jahrhunderte von dem reinen Gold der Wirklichkeit abräumen; hinsichtlich des Gebrauchs der „Wahrheit"

*) Göthe, Faust II. 4.

und der Achtung, die sie genießt, sollten wir uns doch großer Phrasen klüglich enthalten: jeder weiß selbst am besten, wie viel von dieser „socialen“ Pflicht täglich der Socialität geopfert wird; viel offener und jedenfalls konsequenter verfahren jene Völkerschaften, bei denen die Lüge auch dem Freunde gegenüber als ein hohes Verdienst gilt; vielleicht lügt man gerade deshalb dort am wenigsten; was schweifen wir in so weite Ferne? — in unserm lieben Vaterlande, dem Lande der guten Sitte, giebt es noch heute Gegenden, die, allen staatlichen Gesetzen zum Trotz, starr an der „socialen“ Auffassung festhalten: der Meineid sei in gewissen, z. B. Erbschaftsfragen keineswegs verächtlich ... Was nun aber gar das „Gute“ anbetrifft, wird es im Interesse der Kürze wirklich gut sein. nur ein kleines Schema der Tugendbegriffe aufzustellen: gut und tugendhaft ist dem australasiatischen Kannibalen heute noch seine Sitte, die am Spieße gebratenen Feinde gemütlich mit den Genossen zu verzehren; viel besser und tugendhafter kommt sich schon der Nomade in seiner uralten Gewohnheit vor, dem altersgrauen, lebensmüden und schwach gewordenen Vater das matt flackernde Lebenslicht mitleidig auszublasen; am besten jedoch und unübertrefflich tugendhaft ist jedenfalls der echte Christ, der vor Sehnsucht brennt, der einen beohrfeigten Wange rasch eine zweite dergleichen beizufügen; der Eifer in der Empfangnahme dieser etwas originellen Tugendwetzsteine hat z. B. im frommen Niederbayern sich in eine gesteigerte Dankesform umgesetzt; man führt dort ständig im Griffe feststehende Instrumente in Kreuzform mit sich, welche ausschließlich dem Zwecke dienen, dem mit dem „Applizieren“ Beschäftigten den Aufenthalt in diesem Jammerthal Erde zu Gunsten des Beginns der Himmelsfreuden etwas abzukürzen. —

Es dürfte hiermit, denn die Beispiele lassen sich, wie schon behauptet, ins Ungezählte vermehren, der unantastbare Nach-

weis, der schon tausendmal geführte und immer wieder vergessene oder nicht begriffene, geliefert sein, daß alle „Moral" nur der Niederschlag des gesellschaftlichen Selbsterhaltungstriebes ist, welcher durch Vererbung und Gewohnheit, besonders aber durch Erziehung dem Einzelnen zur Lebensrichtschnur wird, daß diese „Moralgesetze" nicht aufgestellt werden, sondern entstehen, blühen, sich verbreiten, welken und verschwinden, wie alles in der Natur, und daß endlich ihre Giltigkeit nur eine relative, d. h. auf die Gemeinschaft beschränkte sein kann, aus welcher sie im Laufe der Zeit hervorgewachsen ist.

Was bei solcher Lage der Dinge das hölzerne Eisen der „Völkermoral" eigentlich bedeuten soll, weiß nur der zu sagen, der von einer ganz andern Basis in der Betrachtung natürlicher Dinge ausgeht; ein Kompromiß mit jenem ist undenkbar, ein Eingehen auf etwaige Einwürfe also von vornherein ausgeschlossen; wer aber unverschleierten Blicks und ohne Nebenab- und -rücksichten die Dinge nimmt, wie sie der allgemeinen Erfahrung erscheinen, wird die „Völkermoral" in dasselbe geistige Fach einschalten, wie jenen „allgemeinen Völkerbund", von dem es fast scheint, als ob er eine „Völkermoral" thatsächlich schon zur unentbehrlichen Voraussetzung seiner Existenzmöglichkeit haben müsse.

Um aber jeden denkbaren Zweifel an der totalen Nebelhaftigkeit ähnlicher Begriffe endgiltig auszuschließen, muß hier mit einigen Worten auf die Staatsidee eingegangen werden. Eine rein abstrakte Betrachtung der Wandlungen in der Völkergeschichte geht vielleicht von der Annahme aus, eine ursprüngliche erste oder einige ersten Familien hätten sich nach dem Gesetz des progressiven Bevölkerungs-Zuwachses rasch vermehrt, seien zn Stämmen angewachsen, der Ueberschuß habe sich von der alten Gemeinschaft gelöst, habe unter Festhalt des historisch gewordenen patriarchalischen Rechtes des Aeltesten in

der friedlichsten Weise irgendwo Dörfer angelegt und dabei speziell der Hoffnung gelebt, es werde dereinst ein Strom die Bewässerung übernehmen, — bis sich infolge der weiteren Zunahme und engeren Aneinanderdrängung der einzelnen Stämme wieder größere Neubildungen erzeugten: alles so lange friedlich bewerkstelligend, bis der erste Diplomat auftauchte, um den Krieg ins Dasein zu rufen; seit dieser unseligen Minute soll dann auch die Gemütlichkeit aufgehört haben; nur schade, daß des Unseligen Name, der den greulichen Feuerbrand in das leere Stroh des Völkerfriedens mit Frevlerhand zu schleudern gewagt, nicht gleich einem Herostrat von der als Weltgericht fungierenden Weltgeschichte an den Pranger gestellt wurde. Leider scheint aber die Wahrheit gerade umgekehrt zu liegen: müssen wir notgedrungen das Herauswachsen des Menschen aus einem rohen Naturzustande annehmen, so liegt darin der klare Beweis, daß im Anfange ein unerhörter Krieg Aller gegen Alle sich abspielte, bis das erste diplomatische Urgenie einer gewissen Zahl nicht allzu „freiheitlich" gesinnter Artgenossen die ungemessenen Vortheile des gemeinschaftlichen Strebens nach Einem Ziel überzeugend nachzuweisen verstand: die Lösung des Problems des „innern Friedens und der ständigen Vereinigung zum Schutz nach außen" war gefunden; demnach wäre also im ersten diplomatisch veranlagten Menschenhirn der erste Friedensgedanke erstanden. Alle Staatsautorität ist ursprünglich überlegene Körper- und Geisteskraft eines Einzelnen, oder in größeren Völkerkomplexen das Resultat eines Kampfes unter Stämmen, von denen der stärkste, gewandteste, mutigste die Erfüllung seines unbeschränkten Willens den schwächeren, ungeübteren und feigen aufdrang: und so ist die Geschichte der Staaten eine Reihe ungezählter, unzählbarer Kämpfe, die aber stets eine entscheidende Rolle in der sittlichen Entwicklung der Massen bildeten. — Sei es, daß der Sieger

seine Sitten dem Besiegten aufdrang, sei es, daß sich eine Amalgamierung vollzog, sei es, daß gar kein diesbezüglicher gegenseitiger Einfluß ausgeübt wurde, oder daß endlich gar der Besiegte als der an Zahl Ueberlegene den siegreichen Eindringling allmählig in den Bann seiner sozialen Anschauungen zog: das notwendig entstehende Staats-Gesetz, speziell das Strafrecht im objektiven Sinn hat das Frühersein irgend einer „Staatsmoral“ zur unerläßlichen Voraussetzung.

Wenn nun der Begriff jeder Gemeinschaft, heiße sie nun Staat oder Gesellschaft, eine Negation gewisser „natürlicher“ Rechte und „natürlicher“ Freiheiten in sich schließt, wenn die absolute, individuelle Willkür mit der Genossenschaftsidee im radikalsten Widerspruch steht, so wird es stets unmöglich sein, Völker, die von ihren „natürlichen Menschenrechten“, von ihrer „angeborenen Freiheit“ vollkommen verschiedenen Gebrauch zu machen gewöhnt sind, die also mit andern Worten hinsichtlich der „Moral“ total verschiedene Ansichten zu haben wagen, ohne Gewaltanwendung unter den Hut eines und desselben Gesetzes zu bringen, da der eine Theil hier, der andere dort gewisse berechtigte Eigentümlichkeiten (im besten Sinne) aufgeben soll, die er bisher mit Erfolg im Interesse seiner Selbst- und Gattungserhaltung zu verwerten pflegte.

Nur im moraluniformen Staat aber ist es möglich von Gesetzesautorität zu sprechen; diese setzt ihren Druck den centrifugalen Individualwillen entgegen und zwingt zum Unterlassen gewaltsamer Verfolgung geschädigter Privatinteressen und zum Appell an die Staatsgewalt.

Mit der Staatsgrenze ist aber auch zugleich die Grenze der Wirksamkeit des auf den Rechtsschutz abzielenden Gesetzes und der Staatsautorität als solcher erreicht; wie die letztere auch nach innen häufig beschwichtigend, überredend und überzeugend zu wirken strebt, so wird das jenseits der Grenze ge-

schehene Unrecht zunächst durch die Mittel der Verständigung auszugleichen versucht; so lange aber das „Völkerstrafgesetzbuch" und der „Kodex der Universalmoral" nicht vorliegen, die hinter sich die entsprechend starken Exekutivorgane stehen haben, wird immer wieder jener fatale Moment im Staatsleben eintreten, wo dem auf Vernichtung des Feindlichen gerichteten Naturtrieb der Individuen freies Feld gelassen werden muß; die Tinte und die Zunge haben dann ihre Hauptrolle ausgespielt; man schreibt mit Blut und spricht mit dem feuerspeienden Rohr; Alle für Einen, Einer für Alle ist die jauchzende Loosung; und hin saust der unverfälschte, wilde und stolze, dem Kühnen holde Sohn der Natur, ihr ewig blühender, einziger Sprößling; der wütenden Sturmflut vergleichbar durchbricht er die festesten Dämme alter und ehrwürdiger Sitten; wehe denen, die ihn für immer an die Kette zu schmieden gewähnt, die ihn über Friedenshymnen und völkermoralischen Märchen eingeschlafen geglaubt: sie müssen es teuer büßen, die Vertrauensseligen!

Was aber ist der eigentliche Jammer? — daß die Kinder, die verbildeten und verzogenen, die doppelte Schuld der Väter zu sühnen haben.

Was hilft dies Alles?... Man sagt wohl, Schaden macht klug — wen? ist die Frage! Nur den, der den Schaden selbst gehabt, die Andern machen das ja immer viel schlauer! Mag die Zeit früher kommen oder später, sie wird, sie muß fast kommen, wo der Deutsche wehmütig seinen Göthe citirt: „Weh dir, daß du ein Enkel bist!" — — —

Nach dieser kleinen Exkursion kehren wir zum Ausgangspunkt dieser ganzen „moralischen" Erörterung zurück und sagen dem vorliegenden Resultat gemäß: der Friede zwischen Staaten ist ebensowenig eine Tugend als der Krieg ein Laster; beide sind nicht Gegenstände der Moral, die nur in einer Gemeinschaft denkbar ist, welche aber zwischen zwei Staaten normal

nicht besteht; vielmehr ist der Friede, ebenso wie der Krieg ein ganz natürlicher Zustand; denn wenn auch der letztere die Priorität besitzt, so schließt dies die Natürlichkeit des Friedenszustandes, d. h. die zeitweise Negation der Gewaltakte auch außerhalb der staatlichen Vereinigung nicht aus. Diese sämmtlichen Annahmen werden nur solchen gewagt erscheinen, welche die Einwirkung einer apriorischen Moral-Idee auch auf die Bildung des Bienen- und des Ameisenstaates, der Pavianheerden und der Biberkolonien zuzugeben gesonnen sind.

In der Natur sind konträre Gegensätze unmöglich, die Möglichkeit solcher beruht nur auf wissenschaftlichen Abstraktionen, nicht auf thatsächlichen Verhältnissen: man stellt dem All das Nichts, dem Raum die Unendlichkeit, der Zeit die Ewigkeit, der Notwendigkeit die Freiheit, der Natur den Geist, der Bewegung die Ruhe gegenüber: der innere Trieb nach logischer Systematisierung verlangt es; aber nur die hier vorangestellten Begriffe decken sich mit Erscheinungen, die andern sind nur Vorstellungen, deren Berechtigung einzig in der Negation der Thatsachen beruht: ich höre schon jetzt des Schwärmers Gegenruf vom „übertriebenen, frechen, alle Ideale in den Staub tretenden Realismus“; nun, die Sache liegt einfach genug: der eine sagt, ich sehe und weiß, der andere, ich stelle mir vor und vermuthe . . ., der eine bleibt bei dem, was die Sinne zeigen, vielleicht zugestehend: was eigentlich dahinter steckt „wer kann es wissen oder nur ahnen! — der andere meint, das Objekt seiner ahnenden Vorstellung sei gerade vollendet genug, um als Vorlage für den Schöpfer maßgebend gewesen sein zu müssen, oder doch es zu verdienen; der eine bleibt bescheiden zu Hause, weil ihm das Gold zu den Reisen in das blaue Reich mangelt, der andere arbeitet und liefert auf Kredit, und stellt Wechsel auf fingierte Existenzen aus, um sich die Basis für die wortspieligsten Exkursionen zu verschaffen: und der

„freche" Realismus trägt schließlich die Kosten des unschuldigen Vergnügens . . . .

Krieg und Friede waren und sind jedenfalls natürliche Thatsachen; sie bezeichnen Zustände und Perioden im Leben der Völker und Staaten; sie können eminente sittliche Konsequenzen der verschiedensten Art im Gefolge haben: aber sie selbst stehen außer und über den Erwägungen der Moral; sieht man scharf hin, so endeckt man, daß der Krieg nie und nirgends die Erfolge des Friedens im allgemeinen negiert: im Gegenteil, er sucht dieselben zu potenzieren: das Streben einer jeden politischen Individualität ist ja, selbständig zu bleiben und die Nachbarn, wo möglich auszunützen, ja sie unseren Wünschen dienstbar zu machen; hier springt der Krieg mit Wucht ein: „Der Krieg ist ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen."*) Der Krieg braucht keine andere Moral als die des Friedens: Unter Wahrung der innern sittlichen Regeln und Formen brechen des Widerstandes unserer Rivalen mit schärferen Mitteln, im Streben nach freierer Bewegung Concentration der sämmtlichen Kräfte gegen das Hemmnis: „Der Krieg ist nicht bloß ein politischer Akt, sondern ein wahres, politisches Instrument, eine Fortsetzung des politischen Verkehrs, ein Durchführen desselben mit anderen Mitteln."**)

„Der Krieg ist ein Akt des menschlichen Verkehrs, er gehört in das Gebiet des gesellschaftlichen Lebens, er ist ein Konflikt großer Interessen, der sich blutig löst.***)

Krieg und Friede schließen sich nicht aus, wie Leben und Tod, wie Energiemaximum und Minimum, sondern sie fließen in einander über wie Stürmen und Leben, wie höchste und

*) Clausewitz, Vom Kriege I. 1. 2. Berlin 1883. R. Wilhelmi.
**) Das. I. 1. 24.
***) Das. II. 3. 3.

mäßige Kraftentwickelung; man vergleiche nur, wie die Völker uns erscheinen in den Tagen hoher, nationaler Begeisterung und in denen philiströsen Stumpfsinns, in den Zeiten überquellender Schaffenslust und in denen mutloser Arbeitsstille, und der Gedanke der innigen, d. i. intimen Verkettung von Krieg und Frieden klingt immer vertrauter; wir fühlen uns verpflichtet, auch diese Naturerscheinung als einen Ausfluß der ohne Schranken durch Zeit und Raum unabänderlich wirkenden, dynamischen Potenzen aufzufassen, uns in ihr Wesen und ihre Bedingungen hingebend zu versenken und durch Ergründung derselben eine Basis zu gewinnen, von der aus auch das scheinbar Verderblichste in den Dienst des Vaterlandes geleitet werden kann. —

Wenn nun einerseits der Krieg nur insofern als gegen die Moral verstoßend angesehen werden kann, als er gegen Grundsätze der innern Politik, gegen die eigenen, staatlichen Existenzbedingungen in unheilbaren Widerspruch zu kommen vermag; als er nicht die Inkarnation der auf die Staatsverwaltung im weitesten Sinn gerichteten Bestrebungen darstellt, sondern vielleicht Einflüssen und Erwägungen seine Entstehung verdankt, deren Kern nichts weniger als dem über alles erhabenen, allgemeinen Wohle gleicht, so kann anderseits der Friede an und für sich nicht als ein Ideal der Völkertugend hingestellt werden; denn erstens ist eine Moral in ihrer Giltigkeit stets auf die staatliche Gemeinschaft eingeschränkt, und zweitens läßt es sich nur zu leicht nachweisen, daß sich im Frieden, zumal bei längerer Dauer, oft Verhältnisse entwickeln, denen gegenüber ein Krieg sich als unvergleichlich gerechter, also moralischer wirkend zeigt, da Korruption und Niedertracht baldigst jene Erfolge erzielen, die sie reichlich verdienen: Schmach und Vernichtung für die ihnen verfallene Gemeinschaft! — —

Ist auch der Krieg als ein Naturzustand unbedingt anzu-

erkennen, so wird sich doch zunächst weiter fragen lassen, ob er als unvermeidlich hinzunehmen sei, und wirklich in alle Ewigkeit nicht auf irgend eine Art beseitigt werden könne. —

Darwin spricht sich hierüber sehr determiniert aus: „Alles was wir thun können, ist, stets im Sinne zu behalten, daß jedes organische Wesen nach Zunahme in einem geometrischen Verhältnisse strebt, daß jedes zu irgend einer Zeit seines Lebens oder einer gewissen Jahreszeit, in jeder Generation oder nach einem Zwischenraum ums Dasein kämpfen muß und großer Vernichtung ausgesetzt ist.*)

Man mag von der Theorie der Entwicklung durch die natürliche und geschlechtliche Zuchtwahl eine beliebige Ansicht haben: die Thatsache des allgemeinen Kampfes aller Lebewesen, ja alles Wesenden überhaupt, bestreiten doch nur mehr einige Harmoniefabrikanten; sie mögen getrost weiter schaffen; für sie hat selbst ein Herder umsonst geschrieben, ein Denker, dessen dichterische Zartheit und ideale Auffassung mit realistischer Gründlichkeit in Beobachtung des Einzelnen wetteifert: „Gewiß hat die Natur keines ihrer Kinder verwahrloset. Verließe sie ein Geschöpf, wer sollte sich desselben annehmen? Da die ganze Schöpfung in einem Kriege ist und die entgegengesetztesten Kräfte einander so nahe liegen" ... „Alles ist im Streite gegen einander, weil alles selbst bedrängt ist; es muß sich seiner Haut wehren und für sein Leben sorgen."**)

Jede andere Auffassung der Natur wird mit Recht von den meisten Forschern in die philosophische Kinderstube verwiesen.

Nun vermag man freilich auch bei einer prächtigen Anzahl

---

*) Darwin, Ueber die Entstehung der Arten. Kap. 3.

**) Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. I. 79. Riga und Leipzig. Hartknoch 1784.

der modernen Forscher den Kultus eines neuen Götzen zu konstatieren, der soweit gediehen ist, daß man von einem stetigen Wirken der Naturgesetze mit Sicherheit das endliche Erscheinen einer Zeitperiode erwartet, in welcher Epitheta wie böse, niederträchtig, roh, habsüchtig, neidisch auf Glieder unseres gottähnlich gewordenen Geschlechts gar nicht mehr anzuwenden sein würden: von der heiligen „Entwicklung“ hofft man alles: wenn nur die bösen Geschwister Vererbung und Atavismus nicht wären! . . .

Dabei schwärmen diese auf dem „natürlichsten“ Boden der Naturanschauung stehenden Forscher von der völligen Hinüberführung des ewigen Kampfes auf das geistige Gebiet; die wahrhaftigen Triebfedern jeglichen Vorwärtsstrebens innerhalb der unendlichen Massen von Existenzen müßten plötzlich andere geworden sein; geht hin zu Schiller und verlernt das — Schwärmen:

> Doch weil, was ein Professor spricht,
> Nicht gleich zu allen dringet,
> So übt Natur die Mutterpflicht
> Und sorgt, daß nie die Kette bricht,
> Und daß der Reif nicht springet.
> Einstweilen bis den Bau der Welt
> Philosophie zusammenhält,
> Erhält sie das Getriebe
> Durch Hunger und durch Liebe.
>
> (Die Weltweisen.)

Zur Entstehung jener forcierten Hypothese scheint hauptsächlich das Uebersehen der Thatsache beigetragen zu haben, daß die Steigerung der Möglichkeit, durch geistige Anspannung die Existenz sicher zu stellen, über ein gewisses Maß der Extensität und Intensität geradezu unmöglich wird; wir können uns heute gar nicht entfernt eine Vorstellung davon verschaffen, wie jene „Welt“ von göthe-bismarckischen Denkern organisiert sein sollte;

wer schafft dann den Lebensunterhalt, um den auch noch gekämpft werden muß, wenn nicht in das Zeichen des Krebses zurückgetreten werden soll? — Oder ist der Kampf dann plötzlich entbehrlich? Gilt denn der jetzige Lehrsatz nicht mehr? . . . . „Wir sehen dabei, daß dasjenige, was wir hauptsächlich als Fortschritt betrachten, unbedingt an eigene Anstrengung, an ein Erkämpfen des Lebensunterhaltes gebunden ist. Jedes tierische Wesen, welches, dem Türken gleich, die Hände in den Schoß legt, und die Beine untereinander schlägt, um wie die Muschel zu warten, bis ihr die Tauben in den Mund fliegen, im Uebrigen aber Allah sorgen und die Dinge passiv über sich ergehen läßt, giebt sofort die etwa bereits erlangten Vorzüge der Organisation auf und sinkt auf den Zustand eines willenlosen, lediglich vegetierenden Wesens zurück. Einzelne haben dabei charakteristische Gestalten, Gliedmassen, hochentwickelte Sinneswerkzeuge, ja den ganzen Kopf, und Binnenschmarotzer sogar die wichtigsten Eingeweide eingebüßt, so daß schließlich nicht viel mehr als die eigenartige Protoplasmamasse, die sich ernährt und wieder erzeugt, übrig geblieben ist" . . . . .*)

Bei einiger Skepsis kann man sogar zu der schlimmen Vermutung gelangen, in jenen Vorstellungen eines Idealmenschenreiches hätte ein Stück der uralten Idee der objektiven Naturzweckmäßigkeit ein lauschiges Asyl gefunden, aus dem es so rasch kein vorwitziger Spürer aufscheuchen soll! In welchen Richtungen kann denn der jubelnd proklamierte, unendliche Fortschritt weiter avancieren? Vorläufig finden wir es sehr zweckmäßig, daß wir den verschiedensten Tieren ihre Haut abziehen können, um noch einigermaßen genügenden Schutz gegen die Witterungseinflüsse speziell im nördlichen Winter zu erhalten;

*) Carus Sterne, Werden und Vergehen. S. 182. 2. Aufl.

ob unsere, natürlich unendlich weit vorgeschrittenen, Epigonen soweit gekommen sein werden, daß die Reibung der Gedanken im Hirn den zur Körpererhaltung nötigen Wärmegrad erzeugt, erscheint immerhin fraglich. — Man wird wohl auch dann noch der Tiere bedürfen und selbst im Nichtbedürfnisfalle müßten diese der raschen Vermehrung und der großen Gefahr für die Menschennahrung wegen immer wieder vernichtet werden; also der Kampf mit den Tieren wird denn doch wohl ewig bestehen müssen.

Dagegen kann man mit einigem Recht sagen, die heutige Form der großen, gemeinsamen Menschenkämpfe sei eine Konsequenz der Staatenbildung; es sei deshalb noch die Frage zu lösen, ob der Staat die von ihm zusammengefaßten Menschenmassen und sich selbst nicht so beherrschen könne, daß die bisherigen, explosiven Strebungen nach Gewalterwerb gar nicht mehr zu entstehen vermögen.

Es steht also als weiteres Thema zur Erörterung: Kann der Staat als solcher den äußeren Krieg negieren?

III.

Die Unmöglichkeit der Verhinderung des Krieges durch den Staat.

„Der Mensch aber, der einmal sich in eine Ideenwelt versteigt, ist beständig in Gefahr, sie mit der Sinnenwelt zu verwechseln und dadurch die Erfahrung zu fälschen oder seine Dichtungen in demjenigen Maaße für „wahr" und „richtig" auszugeben, in welchem dieser Ausdruck nur den Erkenntnissen des Sinnes und des Verstandes zukommt."

Lange, Geschichte des Materialismus (507)

Die Antwort auf die Schlußfrage des vorhergehenden Kapitels ist unmöglich etwas anderes als ein kategorisches „Nein!"

Der Beweis für diese Behauptung kann direkt oder indirekt mit gleicher Schärfe geführt werden.

Der direkte Beweis ist so einfacher Art, er liegt jedem so nahe, daß er ihn greifen kann: man betrachte die Ereignisse, die sich vor unser Aller Augen abspielen, man schaue in die allerfernsten Zeiten, aus denen uns nur ein einziger Lichtstrahl der Geschichte erreicht, man nehme alle Kontinente und Inseln, man durchschneide alle Ozeane und befahre alle Ströme; wir mögen die Staaten betrachten in ihrem Entstehen, in ihrem Werden, Blühen oder Hinwelken; ob die Völker Tiere oder Sterne um Hilfe anflehen, ob sie die Idee der Allmacht oder die der Liebe oder ob sie die Personifikation des Krieges selbst in den Himmel, das Paradies oder die Walhalla versetzen, um sich selbst den Mut der Ausdauer und der Todes-verachtung zu stählen: die Völkergeschichte ist, war stets und

so wird sie es wohl auch ewig bleiben — eine Geschichte der Bemühungen der Staaten, sich selbst zu erhalten, sich zu vergrößern — andere zu vernichten oder in den fremden Dienst zu zwingen: eine große Kriegsgeschichte.

Daß mit einem so einfachen und offenbar erdrückenden Beweismaterial gewissen Kreisen gegenüber noch lange nichts ausgerichtet werden kann! Die einen rümpfen die Nase über solch „triviale", „roh" empirische Argumentierung mit „brutalen" Thatsachen; diese scheinen allerdings die zwingende Vermutung nicht zu fürchten, sie seien am Ende wirklich nicht fähig, den ungeheuren Wertunterschied einer einzigen Thatsachenreihe gegenüber dem auf einer Hypothese aufgerichteten Kolossallabyrinth von untadelhaft logischen Schlüssen annähernd zu ermessen; die andern schieben, wie oben bereits erwähnt, die Thatsachen allerdings nicht beiseite, aber sie lassen die armen Staatsmänner das ganze Unglück verschulden; nur zu verwundern ist, daß gerade diese doch meist hervorragenderen Personen so große Lust am „Vernichten" haben sollen, während alle übrigen Staatsangehörigen die Urbilder der ausgewachsenen Lammsnatur zu sein pflegen. Genau von derselben schlimmen Art, wie die bisher bekannteren civilisierten Diplomaten, scheinen die der Negerstämme in Zentralafrika zu sein: ein wahrer Fluch, der auf diesen Stellungen ruht . . . . .

Unter diesen ganz eigen gearteten Verhältnissen erscheint es als eine wahre Wohlthat, wenn ausnahmsweise einmal ein Vertreter des offiziellen Gelehrtenthums den Mut zeigt, den Dingen, wie sie sind oder doch uns erscheinen, frei ins Auge zu sehen und sodann das Resultat seiner Forschung ohne Umschweife darzulegen: Dr. Gumplowicz, Professor der Staatswissenschaften an der k. k. Universität in Graz setzt den Krieg als das urwüchsige, treibende, gesellschaftbildende Element in seine vollen Ehren und Würden ein; mag man von ge-

wissen seiner sociologischen Anschauungen halten, was man will, was er über den Krieg in der Geschichte im ganzen sagt, wird niemand mit Erfolg anzugreifen vermögen; über den sozialen Naturprozeß sagt er: „Im Grunde nun sind die Kriege der civilisierten Nationen nichts als „höhere Formen" dieser primitiven Raub- und Plünderungszüge. Nur sind die Natur-Menschen aufrichtiger und offener (??) und wollen nicht besser (was ist gut?) scheinen als sie sind, während die Kriege der civilisierten Nationen unter dem Deckmantel aller möglichen Phrasen von „civilisatorischen" und politischen „Ideen" geführt werden, für „Freiheit," „Menschlichkeit," „Nationalität," „Glauben" oder gar „europäisches Gleichgewicht!" *)

Der Rassenkampf um Herrschaft in allen seinen Formen, in den offenen und gewaltthätigen, wie in den latenten und friedlichen, ist daher das eigentlich treibende Prinzip, die bewegende Kraft der Geschichte. **)

„Soweit der menschliche Geist in die Zukunft reichen kann, des Rassenkampfes ist kein Ende abzusehen, der soziale Naturprozeß liegt in seiner Unendlichkeit vor uns, wie hinter uns. ***)

Man kann jedoch der sicheren Ueberzeugung leben, daß weder diese noch andere Beweise dem in „Humanität" aufgehenden und zierliche Gedankenkreise ziehenden philosophischen Aeronauten einigermaßen genügen; es sind denn auch alle weiteren, direkten Beweisversuche völlig überflüssig; zum Ende sei nur noch eine Aeußerung Lord Kimberleys angeführt: „So sehr die Regierung auch wünscht, gute Beziehungen zu ihren

---

*) Dr. Ludwig Gumplowicz, Der Rassenkampf. S. 166. Innsbruck, Wagner. 1883.

**) Das. S. 218.

***) Das. S. 346.

Nachbarn aufrecht zu erhalten, so bleibt sie doch der unbezweifelten Thatsache eingedenk, daß auf die Länge ein Reich sich für seinen Erfolg auf sich selber verlassen muß." ... †)

Den Verächtern der „brutalen" Thatsachen lockt eine derartige Behauptung höchstens ein mitleidiges Lächeln ab; jene aber, deren ganze Weltanschauung auf Lehrsätze gegründet ist, welche die Quintessenz der systematischen Zusammenstellung von Thatsachen und natürlichen Erscheinungen repräsentieren, mögen sich hüten, an jenen hehren Fundamenten zu rütteln, welche die gemeinsame Stütze jeglicher um die möglichen Konsequenzen unbesorgten, nur die Ergründung des wahren Zusammenhanges der Dinge im Auge behaltenden Naturforschung und Natur-Philosophie bilden!

Wahrlich, der Sünden Zahl, welche stündlich gegen den heiligen Geist der Geschichte begangen werden, ist Legion! Was wird dort nicht im Einzelnen gegrübelt und gegraben, gewendet und gewogen! Die treibenden Kräfte aber, die unabänderlichen Gesetze, denen sich alles anpassen mußte, was nicht von der Erde vertilgt sein wollte, sie wirken und schieben heute wie vor Jahrmillionen; sie aber in eine geistige Form zu gießen und sie im Dienste der Erziehung der Menschheit, oder, genügsamer, der Volksgemeinschaft zu verwerten, das fällt nur wenigen ein.

„Ich bin der Ansicht, daß die Geschichtsschreibung erst die Hälfte ihrer Aufgaben erfüllt hat, wenn sie uns zeigt, wie es eigentlich gewesen. In allen Wissenschaften ist die exakte Konstatierung des Thatbestandes zwar ein sehr wesentlicher Teil des Verfahrens, aber doch immer nur der Anfang. Wenn wir den Sachverhalt auch noch so genau kennen — wir sind sehr oft nicht klüger als zuvor. Was wir eigentlich zu wissen

---

†) Allg. Ztg. Nr. 321. München 1884.

verlangen, ist der kausale Zusammenhang der Erscheinungen, das über dem Einzelnen schwebende Gesetz"*)

Es fehlt ja nicht an solchen, die zum Gesetzgeben rasch beiderhand sind; da wird zuerst Geßlers Hut aufgesteckt; alle Thatsachen sollen in feierlichem Aufzug defilierend davor gefällige Grimassen schneiden und ihr stolzes Haupt vor dem Popanz neigen; an kautschukmännigen Freunden der Natur fehlt es ja auch nicht — und wer unter diesen das gesetzmäßigste Kompliment reißt, wird von den Hütern des Gesetzes in den bengalischen Flammen der philosophischen, ästhetischen oder moralischen Phrase auf das glänzendste beleuchtet; andere Erscheinungen freilich müssen ihre Hartnäckigkeit durch das tiefe Dunkel büßen, worein sie von dem erbosten Legislator verbannt werden: „Harmonie des Weltalls" — diese Idee und ein schwärmerischer Aufblick zu den leuchtenden Sternlein, die still und friedlich wie Lämmlein auf blumiger Wiese ihre heiteren Kreise ziehen, die freundlich ihr klares Licht zu dem gedankenschweren Hauptes nach Hausschlüssel und Hausnumer suchenden Wanderer herabsenden; welche Fülle von naiv-idyllischer Auffassung! — Diese Idee von der unendlichen und ewigen Harmonie des Weltalls würde den Gedanken der allgemeinen ewigen Veränderung unter Vernichtung des am wenigsten den Verhältnissen Angepaßten absolut ausschließen; entweder existiert die Harmonie oder nicht, eine oder auch nur einige Steigerung oder Minderung ist uns unfaßlich; mag man aber nun seiner Anschauung die Bücher Mosis oder die Darwins und Kants zugrundelegen, wir finden überall zuerst einen höchst unharmonischen Urzustand; von diesem bis zu dem, was uns heute „erscheint", ist weit, unendlich weit; und wenn man auch gerade

*) Fr. Jodl, Zeitschrift für Allgemeine Geschichte 2c. Heft 8. S. 634. Stuttgart. Cotta. 1884.

nicht direkt den „Kampf um's Dasein am Himmel" an Vorfällen größerer Art zu exemplifizieren vermag, — ferner liegt diese Idee jedenfalls nicht, und sicherlich ist sie nicht schwieriger zu begreifen, als die eines unabänderlich harmonischen Ganzen, von dem doch scheinbar einzelne Glieder, wie die Sternschnuppen bis zu ihrem Niederfallen auf die Erde, in etwas problematischem Verhältnis zu der supponierten, technischen Akkuratesse des Baues gestanden haben müssen!

Wie viele Sonnen und Sonnensysteme mögen sich gegenseitig vernichtet, verschlungen haben, bis endlich die heutige „Ordnung" in ihre „natürlichen" Rechte zu treten inderlage war! Und wie traurig sieht es aus um unsere Schärfe in Beobachtung der Natur, wenn wir heute noch, unglaublich einseitig, Verhältnisse für höchst systematisch, in friedlichster Weise entstanden ansehen, die gar nicht anders als auf dem Wege durch den Kampf ums Dasein, welcher im allgemeinen das Passendste erhält, zu ihrer heutigen, großartigen Regelmäßigkeit gelangt sein können.

Betrachten wir schließlich noch die Entstehung des höchsten und ersten Kulturmittels, des so gerne berufenen Hauptkriteriums für den Unterschied zwischen Mensch und Tier, der „Sprache": herrscht in ihr nicht auch ein ewiger, erbitterter Kampf zwischen den alten und den neuen Formen, und werden die heute schon wieder veralteten nicht auch einstmals die damals älteren Wortbildungen verdrängt haben? Das zu widerstreiten wagt freilich Niemand!

Krieg immer, Krieg überall! — aber nicht bloß da, wo der „Mensch hinkommt mit seiner Qual." Ja, nicht bloß in der Sprache des Menschen, auch in den Ideen waltet das ewige Gesetz der Bewegung, der Veränderung, der Verdrängung des Alten durch das Neue — der Kampf!

So finden wir schließlich nicht bloß den Kampf am

Himmel, sondern auch den um den Himmel, um die Religion . . ., und um die höchste, menschliche Idee, um die Gottesidee!

. . . . „Wenn Historien nur interessant werden durch den Kampf, so müßte dieselbe“ (die Geschichte Gottes) „schon allen voranstehen, auch wenn sich nicht das höchste spekulative Interesse damit verbände.“ . . . „Der Kern (der Gottesidee) ist überall die Anpassung des praktischen Bedürfnisses an die Umgebung. Der Kampf der Gottesidee ist eben auch ein Kampf ums Dasein.“*)

Kehren wir von jenen fernen Gebieten zurück und wenden wir uns dem Versuche zu, auf indirektem Weg, den Nachweis zu liefern, daß auch der Staat es niemals vermöge, den Krieg absolut zu negieren, und daß dies auch ein allgemeiner, auf ewige Zeiten geschlossener Völkerbund nicht dauernd leisten könne. Sind auf einer bestimmten Fläche Landes die Menschen, die bisher frei sich ihrer „natürlichen“ Rechte (in spezie des Rechtes zu verhungern oder vernichtet zu werden, oder andere zu vernichten und selbst zu leben!) erfreuten und bedienten, durch irgend einen äußeren Zwang veranlaßt worden, gewisse „Freiheiten“ aufzugeben und sich einer allgemein giltigen Regel des Verhaltens zu unterwerfen, so haben wir, wenn noch die Innehaltung jener Vorschriften durch besondere Autoritäten überwacht wird, das Staatsgebilde in seiner einfachsten Form theoretisch konstruiert. Nun wird sich vielleicht später darauf zurückkommen lassen, in wie weit jene Negation „natürlicher“ Rechte selbst bis zur Ungerechtigkeit ausarten kann, es sei nur auf die „geborenen“ Sklaven hingewiesen, — hier steht bloß zur Erörterung die behauptete Möglichkeit der Regierung des

---

*) Im Kampfe um Gott. Rezension. Allg. Ztg. 55. Beil. München 1885.

äußeren Krieges, welche auf dem indirekten Wege des Beweises der Unmöglichkeit der unbedingten Verneinung des innern Krieges endgültig als ein Phantom nachgewiesen werden soll; es wird zu zeigen versucht werden, daß es dem Staat im allgemeinen nicht einmal gelingen will, den ihm von liebevoll-freundlicher Seite ausschließlich überwiesenen Posten eines „Nachtwächters der bürgerlichen Freiheit“ voll und ganz auszufüllen. Kein größerer Gedanke entsprang je dem Wechselwirken zwischen der mechanischen Thätigkeit der Naturkräfte und der denkenden und wägenden Verbindung der einzelnen Erfahrungsthatsachen als die Idee, in einer Regierungsgewalt eine sozusagen erdrückende Summe von negierten, individuellen Teilwillen zu zentralisieren, um dieselben in beliebige Richtung mit fast absoluter Erfolgssicherheit lenken zu können, so daß im großen und ganzen Handlungen, welche gegen die Festsetzungen des Staatswillens verstoßen, als theoretisch unmöglich anzusehen sind.

Jene modernen Völkergemeinschaften, die mit unter den Begriff „Kulturstaaten“ fallen, haben nun grundsätzlich die Negation der „natürlichen“ Rechte soweit ausgedehnt, daß die Fortsetzung des unentbehrlichen Kampfes um die Existenz auf die Anwendung der individuellen Kraft oder Gewandtheit des Körpers im Behandeln von lebendem oder totem Material, oder der individuellen, geistigen Fähigkeiten, wie des Scharfsinns, des Witzes, der Kühnheit, der Entschlossenheit, der Erfindungsgabe oder der Klugheit eingeschränkt erscheint.

Der ganz konsequente Friedensheulmeier wird ganz natürlich auch diese Art des Krieges um so mehr perhorreszieren, als es gar zu leicht nachweisbar ist, wie der sogenannte „geistige Wettkampf“ meist ein recht materielles Interesse zur Grundlage hat: man könnte jene „Prinzipientreue“ jedenfalls nur lobend anerkennen; doch wird es Zeit, die Herren sich selbst zu über-

lassen. Auch auf den Interessenkampf ganzer Stände im Staate ist nicht weiter einzugehen, sondern nur durch einige Thatsachen der neueren Geschichte, durch einige „brutale" Thatsachen zu zeigen, daß der Staat kaum seinen ebenso ehrenvollen wie schwierigen Nachtwächterposten voll und ganz auszufüllen imstande ist.

„Den Egoismus zu humanisieren ist eine der wichtigsten Fragen der Humanität und Staatsweisheit" . . . ., so hört man rufen; es ließe sich hierbei manches sagen über den etwas dehnbaren Begriff der „Humanität", allein davon sei abgesehen; das obige Wort hat hier nur deshalb Platz gefunden, weil es als ein klares und kurzes Leitmotiv für die Aneinanderreihung der folgenden Thatsachen gelten kann und weil es gleichzeitig den Gedanken vertritt, daß die Menschen des 19. Jahrhunderts im Kern keine andern seien, wie die des ersten, daß sie ihre gute Dosis Egoismus ebenso mit auf die Welt bringen wie ihre Urvordern, daß ihre geistigen Anlagen im Ganzen keine generell verschiedenen seien und daß man alle seine Hoffnung nur auf die Erziehung zu setzen gezwungen sei.

In vorderster Reihe soll England glänzen, ein Staatsgebäude, welches so gern als die Hochburg der idealen, bürgerlichen Freiheit betrachtet und bewundernd gepriesen wird; wo die königliche Majestät thatsächlich nichts anders ist und sein will, als der gekrönte „Volkswille", wo das „Volk" suverän herrscht und sich ausschließlich selbst die Gesetze vorschreibt; im Januar 1885 hatte die Zahl der öffentlichen Dynamit-Attentate die hübsche Höhe von 11 erreicht; was braucht man da vom endemischen Hungertyphus in London und von den irischen „Mondschein"-Banden zu sprechen, — die Explosion im Tower hat mit Donnerstimme den englischen „Nachtwächter" als seiner hohen Aufgabe nicht völlig gewachsen verkündet.

Bleiben wir über dem Meer und werfen einen Blick in

die Verhältnisse der großen transatlantischen Republik: . . . . „Im Hocking-Thale des Staates Ohio sind tausende von Minenarbeitern ohne Beschäftigung, weil man ihnen die Löhne unter das Minimum der Subsistenz herabgesetzt hat. Die Kohlen- und Eisenbahnkompagnien haben Slowaken und Ungarn an Stelle der ausstehenden Arbeiter für Hungerlöhne angestellt und es ist bereits zwischen den ausstehenden Arbeitern und den importierten Slowaken und Ungarn zu blutigen Kämpfen gekommen, in welchen Hunderte der importierten Klasse ihr Leben einbüßten.*)

Die sonst so stimmungsvollen Scenen des „würdevollen Herantretens des Bürgers an die Wahlurne" und des Abgebens der „gewichtigen Stimme" erhalten durch eine andere Meldung aus demselben Staate eine eigenartige Beleuchtung: „New-York, 3. November. Der politische Krawall, der sich gestern im Distrikt Neu-Iberia, Louisiana, ereignete und wobei 2 Weiße und 16 Neger getödtet wurden, fand zwischen Demokraten und Republikanern statt. Eine Partei beschuldigt die andere, den Streit begonnen zu haben."**)

Die Glieder des „selbstherrlichen" Volkes schienen hierbei nicht erwogen zu haben, daß sie bedenkliche Vergleiche mit ganz kleinen Knaben herausfordern, von denen es in der Regel auch keiner gewesen sein will, und jeder die Veranlassung des Streites dem andern zuschiebt: das Bewußtsein, ein Milliontel Suverän (ohne Majestät) zu sein, vermag scheinbar alle übrigen Gefühle von Würde aufzusaugen. . . . .

Was die übrigen größeren und kleineren Republiken Amerikas anlangt, so weiß jedermann, daß zumal in den letzteren der Bürgerkrieg mehr oder minder den Normalzustand

*) Allg. Ztg. Nr. 34. München, 1885.
**) Allg. Ztg. Nr. 310. München, 1884.

bildet, obwohl gerade dort die Religion der Bruderliebe seit ungefähr 400 Jahren ungestört und ausschließlich ihre segensreiche Wirksamkeit zu entfalten in der exemptionell günstigen Lage war.

Will man die europäisch-kontinentalen „Freiheits“-Asyle besprechen, so stellt man schon des ehrwürdigen Alters der dortigen Institutionen wegen mit Recht die Schweiz voran: sie ist klein, in ganz eigenartigen, in Europa einzigen orographischen und ethnographischen Verhältnissen; ein dort ausbrechender Streit wird immer eine besondere Färbung tragen. Man höre: Der Tessiner Staatsrat hielt es im November 1884 für opportun, einmal dem Bundesrat direkt den Gehorsam zu verweigern. „Der Bundesrat hat hierauf seinen Kommissär angewiesen, von der Regierung von Tessin zu verlangen, daß die von ihm überbrachten Befehle des Bundesrats von ihr dem Regierungskommissär von Lugano mitgeteilt werden. Gleichzeitig hat er das Militärdepartement beauftragt, für alle Fälle Truppen auf Piket zu stellen, und von diesem letzteren Beschlusse der Regierung und dem eidgenössischen Kommissär Kenntnis zu geben.“ Am selben Nachmittag lief dann eine telegraphische Meldung des Staatsrats von Tessin beim Bundesrat ein . . . . . „auf die Androhung der militärischen Okkupation hin erkläre er jedoch, der höheren Gewalt zu weichen, indem er vor dem Lande Protest erhebe und alle Verantwortlichkeit auch für die civilen Folgen ablehne“ . . . . .*)

Genau ein Vierteljahr vorher hatte in demselben Lande zu Bern der „internationale Friedens- und Schiedsgerichtsverein“ getagt, der selbst zu den heitersten Erwägungen genügenden Anlaß geben sollte. Was man dort theoretisch ausgeheckt, wurde schon oben angedeutet, was man aber „gethan,“

*) Allg. Ztg. Nr. 321. München 1884.

ist zu komisch im Zusammenhalt mit den großen Phrasen, als daß es schon hier folgen und nicht erst den würdigen Schluß dieser Thatsachenreihe zu bilden berufen sein sollte. —

Der „Verein" leitet uns zu einem Staate, dessen innere Organisation kaum zu Deutungen veranlassen könnte, daß die schlimmen Ereignisse der Ausfluß „berechtigter" Unzufriedenheit gewesen seien: 1883 war es, da man in Brüssel jene schönen Reden hielt, die ein Jahr später vermehrt und verbessert in Bern aufgelegt wurden.

Nur zu bedauern ist, daß die „ewige Friedenskuh" ein ganzes Jahr zu früh gemolken worden war; die so gewonnene Milch der frommen Denkungsart hätte vielleicht doch das gährend Drachengift der religiös-politischen Hetze einigermaßen zu mildern vermocht; so aber sollte das Schreckliche geschehen: — Die katholische Partei beabsichtigte am 7. September einen gegendemonstrativen Aufzug zu bewerkstelligen: „Ein wohlorganisierter Pöbel hat den klerikalen Aufzug gestört, und diese Störung hat zu blutigen Scenen geführt." . . . .

„Eine Abteilung Gendarmen ritt durch die Nebenstraßen und erschien plötzlich auf dem Boulevard, um wieder freien Durchlaß zu schaffen. Dies hielten die Umzügler für eine gegen sie selbst gerichtete Maaßregel und flüchteten nach allen offenen Nebenstraßen, die Fahnen imstich lassend, welche von der Volksmasse sofort in Stücke gerissen wurden. Ehe die Gendarmen ihre Aufgabe erfüllen konnten, bemerkte ich aus einiger Entfernung Stöcke in der Luft schwirren, dann einen wirren Menschenknäuel. Der Kampf hatte begonnen und sollte sich weiter nach dem Südbahnhof fortspielen. Mit Ungestüm drangen die Liberalen vor, und zwei Stunden lang wogte unter dem Fenster, wo ich dem Vorgang zusehen konnte, ein fürchterlicher Straßenkampf. So oft die Liberalen vordrangen, verteidigten die Führer einzelner Gruppen sich so gut es eben

ging, indem sie mit Fahnen und Musik-Instrumenten auf die Eindringenden losschlugen, welche sich dieser Gegenstände wütend bemächtigten, dieselben zertrümmerten und dann stückweise zurückschleuderten. Es gab viele blutige Köpfe" ..*) Tags zuvor war bereits gemeldet worden, es seien an 100 Verwundungen konstatiert und 185 Verhaftungen vorgenommen worden. Die nöthigen Friedensbetrachtungen kann man mit um so besseren Aussichten auf Erfolg anstellen, wenn man die Nachrichten aus Antwerpen über den gleichen Tag in den Gedankenkreis einbezieht; dort ging es nicht viel weniger „friedlich" zu. —

Von Frankreichs innerem Frieden zu singen und zu sagen, sei mir erlassen; die Kohlengrubenskandale sind wohl noch frisch im Gedächtnis, aber viel wichtiger erscheint die Thatsache, daß die ganze Rechtsanschauung der Pariser — und Paris ist doch Frankreich, und Frankreich doch das hugoische Universum! . . — eine Art Zersetzungsprozeß durchzumachen scheint, wo nicht bloß Frauen mit dem Revolver Straßenjustiz ausüben dürfen, in der Gewißheit, keinem das Verbrechen bejahenden Geschworenen zu begegnen, sondern auch der — Repräsentant des innerpolitischen Nachtwächterinstituts, der Polizist, auf den Einfall kommen kann, einen ganz merkwürdigen Kommentar des Prinzips der Selbsthilfe mit dem Blute des Beleidigers zu schreiben.

Bis es dort, in der Stadt Licht, etwas lichter wird, bis dort gastliche Suveräne auf eine gastliche Aufnahme rechnen können, ist es besser, andere Staaten genauer zu betrachten, die auch einiger Freiheit und Selbstbestimmung gerne sich rühmen.

Aus dem viel gelobten Lande Ungarn, dem man gewiß ungerechterweise nachsagt, daß die Hälfte seiner Richter korrupt

---

*) Allg. Ztg. Nr. 252, München 1884.

sei — allerdings sagte dies ein Volksrepräsentant im Februar 1885 im Reichstag (!) und der Justizminister meinte nur, so arg sei es doch nicht (!!) — also aus diesem schönen Ungarn hörte man: ... „Aber Scenen so brutaler und gewaltthätiger Rohheit, wie die heurigen Wahlbülletins sie gemeldet, haben sich noch niemals abgespielt; was sich gegenwärtig zuträgt, greift — wir verweisen nur auf die keineswegs vereinzelt dastehenden Ereignisse in Klausenburg, — weit über den Rahmen selbst der glorreich blutigsten Wirthshaus- und Gassen-Raufereien hinaus, wir haben es diesmal mit förmlichen und regelrechten Schlachten zu thun, in welchen die blanke und die Schußwaffe zur Verwendung kommt; der eine oder der andere geschichtlich bedeutende Krieg hat manche heiße Treffen gesehen, die nicht so viel Tote und Verwundete bezeichneten als stellenweise der ungarische Wahlkampf" ...*)

Tags vorher hatte ein anderer Korrespondent etwas kürzer gemeldet: Wien, 21. Juni. Die Wahlen in Ungarn sind zu Ende, wenigstens so gut wie zu Ende, und wenn wir über das Schlachtfeld — in des Wortes verwegenster Bedeutung ein Schlachtfeld — schreiten, so schreiten wir über zahllose Leichenhügel.**)

Das dem goldenen Ungarn angehängte Ländchen der großmäuligen Phrasenhelden und der allermodernsten Kulturbarbaren durfte natürlich ebenfalls nicht unterlassen, den Nachweis zu liefern, daß nicht blos die Volksvertreter der Zaunpfahl-Logik materiellster Art huldigen:

„Die kroatischen Landtagswahlen". . . .

„Vor allem muß konstatirt werden, daß der Wahlkampf

---

*) Allg. Ztg. Nr. 175. München 1884.

**) Allg. Ztg. Nr. 174. München 1884.

fast in sämmtlichen Bezirken ein heftiger, hie und da ein leidenschaftlicher gewesen ist, der selbst zu blutigen Exzessen und Totschlägen geführt hat". . . .*)

Dieser Citatenschatz aus dem Album für doktrinäre Schwärmer vom friedlichen Wettstreit der Meinungen könnte leicht um eine erkleckliche Zahl von Beispielen aus den „weniger hoch in der politischen Kultur" stehenden Ländern vermehrt werden; doch möchte man, die Vermutung erscheint wohl berechtigt, allzu gerne bereit sein, bei Nennung von Vorfällen, wie sie sich bei den jüngsten Studentenunruhen in Madrid zutrugen, auf das Mitwirken von Faktoren hinzuweisen, deren Beseitigung die apriorische Bedingung für normale innere Zustände sei; der bis an den Rand der Höhe gewälzte Marmorblock einer unwiderleglichen Thatsachenfülle aus der neuesten Kultur- und Sittengeschichte geriete schließlich in eine rückläufige Bewegung und erdrückte das kräftig schwellende Leben der unmittelbaren, natürlichen Konsequenzen; der Gefahr setzen wir uns nicht aus; wir wollen vielmehr die an der Krone der Beweisführung schwankend haltende Masse mit einem kräftigen letzten Ruck hinüberschleudern, auf daß sie die auf der anderen Seite blühenden Wahnmeinungen auf immer erdrückend vernichte.

Wir treten in zwei Versammlungen ein, von denen man der einen sicherlich nicht den Vorwurf machen konnte, ihr sei am „lieben Frieden" nichts gelegen; es sollen auch jetzt abermals nur die ursprünglichen Berichte sprechen:

„Der Schluß der ersten Sitzung des (Versailler) Kongresses (4. Aug.) verlief nach einem Telegramm der „Neuen Fr. Presse" also: ". . . . . „Der Tumult wird immer größer, der Lärm immer stärker, der Spektakel ist unbeschreiblich." . . . .

*) Allg. Ztg. Nr. 265. München 1884.

„Während im Hause das Toben und der Beifall immer größer werden, und die Mitglieder des Kongresses sich in den Halbkreis vor der Tribüne drängen, will noch ein dritter Abgeordneter die Tribüne besteigen. Der Präsident erhebt ein wahres Sturmgeläute, es ist nutzlos; da setzt er seinen Hut auf und verläßt seinen Sitz, während das ganze Haus in frenetischen Beifall ausbricht." . . . „Unten stürmt und tobt es immer von neuem, einzelne Abgeordnete sind mit einander in heftigem Streit begriffen; und es ist ein Wunder, daß es nicht zu Thätlichkeiten gekommen ist." . . . .*)

„Paris, 4. Aug." . . . . . „und sie brachten es dahin, daß in der That die heutige Sitzung ein Chaos wurde, und daß man glauben konnte, sich in einer „Volksversammlung" schlimmster Art zu befinden" . . . . . Hierdurch wurde die leidenschaftlich erregte Scene . . . . herbeigeführt, die fast den Anschein gewann, als wollte sie in eine Prügelei ausarten. . . . .

Eines aber hat die heutige, erste Sitzung der Nationalversammlung bereits ergeben, nämlich daß die Geister ungemein erhitzt sind und daß die Gegensätze wahrscheinlich noch scharf aufeinander platzen werden. Hoffentlich beruhigen sich jedoch die Gemüter wieder etwas und kommt den französischen Volksvertretern das Gefühl ihrer Stellung und Würde wieder mehr zum Bewußtsein. Das Schauspiel, welches die Nationalversammlung heute darbot, war wahrlich kein erfreuliches." **)

„Paris, 5. Aug." . . . . „Das „Journal des Debats" läßt sich unter anderm also aus: „das Interesse nicht nur aller Republikaner, sondern auch aller Anhänger des parlamentarischen Regimes ist unter solchen Umständen eines" . . . .

---

*) Allg. Ztg. Nr. 218. München, 1884.

**) Das. —

„Es handelt sich gegenwärtig um ganz Anderes als das Ministerium: um die Republik und die parlamentarische Regierung“ .... „Niemals hat sich die Schwierigkeit, eine einzige und dazu noch aus 800 Mitgliedern zusammengesetzte Kammer zu regieren, in erschreckenderer Weise gezeigt, als jetzt.“ ....*)

Wenn schon hier das Unbeschreibliche gethan zu sein scheint, so sollte aber doch eine nur 4 Tage später einlaufende Meldung das fast unmöglich Klingende als Ereignis geworden bezeichnen:

„Bern, 9. August. Wie man vernimmt, soll es in der gestrigen Ausschußsitzung des internationalen Schiedsgerichts- (und Friedens!) Kongresses sehr stürmisch zugegangen sein. Die französischen Mitglieder wollten die elsaß-lothringische Frage (??!!), resp. die Neutralisation von Elsaß-Lothringen behandeln, wogegen die Deutschen mit der Erklärung Einwand erhoben haben sollen, daß sie dann sofort austreten würden.“ .....**)

Ueber die Versailler Angelegenheit ein Wort zu verlieren, wäre doch der höchste Luxus, zumal da heute noch jedermann die Erinnerung an jene verblüffenden Nachrichten sich bewahrt haben wird; die groteske Erscheinung aber auf dem „Friedens-Kongreß,“ so offen auch ihre Bedeutung zu Tage liegt, bedarf einer kurzen Erwägung.

Ist es schon unbegreiflich, daß eine Versammlung, deren Zweck doch in erster Linie nur sein kann, die weitere Entwicklung akut gewordener Streitfragen zu unterdrücken, die Idee ertragen mag, selbst den Herd für die Pflege und Verbreitung einer gar nicht bestehenden „Frage“ bilden zu sollen;

---

*) Allg. Ztg. Nr. 219. München, 1884.
**) Allg. Ztg. Nr. 223. München, 1884.

ist es schon ein Zeichen der lächerlichsten, politischen Kurzsichtigkeit, daß die Annahme, ein Staat könne freiwillig auf ein durch Verträge „auf ewige Zeiten“ gesichertes Besitztum verzichten, nur um erst recht „auf ewig“ ungestört bleiben zu können überhaupt zu entstehen vermochte; nimmt schon diese Kurzsichtigkeit um so mehr das innige Bedauern in Anspruch, als die betreffenden Damen, Damenmänner und Männer der übrigen Menschheit die Behauptung als streng wahrheitsgemäß entgegenzustellen pflegen, sie allein erfreuten sich eines wirklich weiten politischen Blicks, der bis in die fernsten Fernen der „ewigen“ Zeiten reiche: so muß doch hier die formale Seite noch mehr betont werden, daß nämlich selbst in einer so kleinen Versammlung, dieselbe zählte kaum 50 Mitglieder, mit so scharf prononzirter Aufgabe „stürmische Szenen“ und Austrittsandrohungen möglich sind; es ist kaum anzunehmen, daß auch nur ein halbes Dutzend der „Friedlichen“ sich selbst darüber offen interpellierte, welche Folgen wohl eine solche Sinnesspaltung haben müßte, wenn erstens statt höchstenfalls 80 bedächtiger Persönlichkeiten, die im ganzen Einer Ansicht huldigen, und nach Einem Ziele streben, 80 Millionen mit den verschiedensten, heterogensten, ja mit absolut widerstreitenden An- und Absichten auf der Bühne stehen, und zweitens wenn diese 80 Millionen nicht so durchaus wohlsituiert, ohne tiefgreifende Interessen und ohne heiße Leidenschaften des „Menschtums in seiner reinsten Blüte“ genießen dürfen, sondern wenn sie zum theil armselig sich durchs Leben schlagen müssen, zum theil große, materielle und moralische Interessen rücksichtslos egoistisch vertreten und dabei von den unheimlichsten Leidenschaften durchwühlt sind, deren Befriedigung sie um jeden Preis und mit allen Mitteln erstreben.

Wie viele schenken einem Manne vollen Glauben, der ihnen die festeste Versicherung giebt, er habe in einem fünfzigjährigen Eheleben niemals mit seiner Frau den einen oder andern leb-

hafteren Meinungsaustausch gehabt, ja noch weiter, wie viele spötteln nicht über den feuilletonistischen Versuch desjenigen, der „mit der romanhaften Behauptung“ debütiert, es habe sich seit jener Zeit zwischen diesen zwei Personen niemals ein Wortwechsel oder selbst eine ernstere Streitigkeit um Dinge oder Ansichten entwickelt! Aber daß zweitausend Millionen Menschen der verschiedensten Nationen, Kulturen und Religionen, der ungleichartigsten Lebens-, Rechts- und Gesellschaftsformen, und diese alle weiter gespalten durch Geschlecht, Alter, Beruf, körperliche und geistige Anlagen und Thätigkeiten und ungezählte, andere individuelle Eigentümlichkeiten, daß also 2000,000,000 so disparater Wesen irgend einmal neben einander als zufriedene Glieder eines großen Bundes die Früchte der Erde stillvergnügt genießen werden, — in „ewigem süßen Frieden“ — das für möglich zu halten bringen selbst Männer fertig, deren Genialität über jeden Zweifel erhaben ist — vielleicht ist dies gerade eine Konsequenz der Genialität? — Eine treffendere Würdigung und Erklärung dieser außerordentlichen Erscheinung kann gar nicht geliefert werden, als die, welche Lange in folgenden Worten giebt: „Wir dürfen daher wohl fragen, woher es kommt, daß wir mit sehr großen Zeiträumen uns nicht gerne befassen, daß dagegen der Gedanke absoluter Stabilität uns vergleichsweise so nahe liegt, daß er namentlich für das Gefühl so wenig Befremdendes hat. Wir erblicken den Grund dieser merkwürdigen Erscheinung nur in der abstumpfenden Gewöhnung an den Begriff der Ewigkeit. Dieser Begriff ist uns von Kindheit an geläufig, und wir denken uns in der Regel nicht viel dabei. Ja, es scheint sogar bei der Einrichtung unseres so eng an die Sinnlichkeit gebundenen Denkvermögens notwendig zu sein, die absolute Ewigkeit gleichsam in der Vorstellung zu vermindern und relativ zu machen, um der Bedeutung dieses Begriffs einige

Anschaulichkeit zu geben; ähnlich wie man sich die Tangente von 90 ⁰ einigermaßen anschaulich zu machen sucht, indem man sie werden läßt, d. h. indem man vor dem Auge der Phantasie eine sehr große und immer größere Tangente bildet, obwohl es für das Absolute kein Werden mehr giebt. So verfahren mit der Ewigkeit jene populären Bilder der Theologen, welche in der Vorstellung Zeitraum auf Zeitraum zu häufen suchen und dann das Aeußerste, was die Phantasie erreichen kann, etwa „einer Sekunde der Ewigkeit" gleichsetzen. Obwohl der Begriff einer absoluten Ewigkeit so viel in sich schließt, daß alles, was die ausschweifende Phantasie nur je erdenken kann, ihm gegenüber nicht mehr in Betracht kommt, als das gewöhnlichste Zeitmaaß; so ist uns doch dieser Begriff so geläufig, daß uns derjenige, welcher ein ewiges Bestehen der Erde und der Menschheit annimmt, vergleichsweise noch bescheiden vorkommt, neben einem Andern, welcher etwa die Uebergangsperiode vom Diluvialmenschen bis zum Menschen der Gegenwart blos billionenfach nehmen wollte, um bis zum Entstehen des Menschen aus der einfachsten, organischen Zelle zurückzugehen. Es ist hier überall die Sinnlichkeit im Kampf mit der Logik. Was wir uns nur einigermaßen veranschaulichen können, erscheint uns leicht überschwenglich und unwahrscheinlich, während wir mit den ungeheuersten Vorstellungen spielen, sobald wir sie in die Form eines ganz abstrakten Begriffes gebracht haben. Sechstausend Jahre einerseits — Ewigkeit anderseits, daran ist man gewöhnt. Was dazwischen liegt, scheint zuerst merkwürdig, dann kühn, dann großartig, dann phantastisch; und doch gehören alle solche Prädikate nur der Gefühlssphäre an, die kalte Logik hat mit ihnen nichts zu schaffen.*)

*) Fr. Lange, Geschichte des Materialismus. Wohlf. Ausg. 553. Iserlohn. Baedecker.

Es ist wohl überflüssig, bei jedem Satz scharf den Vergleich aller Einzelnheiten vorzunehmen; denn es fällt jedermann sofort auf, daß gerade die postulierte „Ewigkeit" des Friedens in allen ihren Grundlagen vernichtet ist; die Einreihung der übrigen Punkte des obenangegebenen Beispiels ist auch einfach genug! Nur was im Schlusse der Langeschen Ausführung sich findet, sei kurz hervorgehoben.

Was wir uns einigermaßen veranschaulichen können, ist ganz gewiß eine friedliche Sitzung eines Friedenskongresses oder eine musterhaft-friedliche Ehe, oder eine Reihe friedlich nebeneinander lebender Staaten; daß diese angenehme Situation ein Jahr, bezw. einige Jahrzehnte andauert, wird manchem ganz merkwürdig erscheinen; wenn diese Friedensperiode aber fünf Jahrzehnte, bezw. fünf Jahrtausende währen soll, dann wird wohl alles ohne Ausnahme von krasser Unwahrscheinlichkeit und kühner Phantasterei sprechen: aber für eine „Ewigkeit" den Frieden zu dekretieren, dazu sind sofort wieder die Schwärmer bereit, denen es nie genügt, im Rahmen des Gegebenen zu wirken und das Mögliche zu erstreben: ewig gequält von Furcht und eitlen Hoffnungen verbittern sie nur sich und andern die Lust am Dasein. Durch fromme Wünsche ist das Ausbrechen noch nicht eines einzigen Krieges vereitelt worden; wenn seine Zeit gekommen ist, wird er stets in seiner urwüchsigen Kraf heranbrausen, die zu vernichten, die ihn endgiltig gefesselt, ja vernichtet geglaubt; dem Staate, der solchem Wahn verfiele, der durch Tugend und Gebet den „Unhold" zu beschwören suchte, erginge es sicherlich wie Faust; wie klagt er doch?

„Hier saß ich oft gedankenvoll allein
Und quälte mich mit Beten und mit Fasten.
An Hoffnung reich, im Glauben fest,
Mit Thränen, Seufzen, Händeringen
Sucht ich das Ende jener Pest
Vom Herrn des Himmels zu erzwingen."

Geholfen haben diese hoffnungsreichen, glaubensstarken Aeußerungen freilich nichts; inzwischen braute der väterliche „dunkle Ehrenmann“ die Arznei —

„So haben wir mit höllischen Latwergen
In diesen Thälern, diesen Bergen
Weit schlimmer als die Pest getobt
Ich habe selbst den Gift an Tausende gegeben;
Sie welkten hin, — ich muß erleben,
Daß man die frechen Mörder lobt.“

Hoffen wir, daß Herstellung wie Verbreitung der „Ewigen Friedens-Arznei“ ihr baldiges Ende nehmen; auch die beiden Faust hatten die Brust des besten Willens voll, die Resultate aber straften ihre Erwartungen in der schrecklichsten Weise Lügen; jeder, der sich nicht bloß auf der Oberfläche hält, der sich nicht mit streng logischen Deduktionen aus mangelhaften Grundbegriffen die Zeit vertreibt, sondern allen Betrachtungen des individuellen wie des Völker-Lebens die Naturwissenschaft, die Stellung des Menschen und der menschlichen Vereinigungen in der Natur, sowie die Anthropologie im engern Sinn zugrunde legt, wird den freilich harten, aber apodiktisch-richtigen Schluß ziehen müssen: die Kriege unter Staaten sind unvermeidlich, — weil naturnotwendig; an eine Möglichkeit der Regierung der äußeren Konflikte kann aber insbesondere solange gar nicht gedacht werden, als es selbst dem Druck der staatlichen Gesetze nicht gelungen ist, den inneren Frieden, d. h. die Regierung der Anwendung von scharfen Gewaltmitteln zwischen den einzelnen in ihrer Summe die Staatsgemeinschaft bildenden Interessengruppen jeglicher Art mit nie fehlender Sicherheit zu fixiren.

Der Kampf ums friedliche Dasein.

„Machet nicht viel Federlesen
Schreibt auf meinen Leichenstein:
Dieser ist ein Mensch gewesen —
Und das heißt ein Kämpfer sein."

Göthe.

Beobachtet man, wie es jedem ziemt, der die Dinge, die da vorgehen, objektiv zu beurteilen gesonnen ist, auch jene Erscheinungen sorgfältig, welche unser Kulturleben, das bis in den Himmel erhobene, begleiten und allererst möglich machen, so findet man eine Fülle von Thatsachen, welche die Behauptung rechtfertigen: der Friede ist für das Individuum auch nur eine Fortsetzung des Kampfes um die Existenz mit Ausschluß bestimmter Mittel, wie er für die politische Individualität, den Staat, eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln ist.

Die Einbildung hinsichtlich der stolzen Höhe unserer Civilisation ist freilich so groß, daß es schwierig werden dürfte, eine nennenswerthe Anzahl von Anhängern für obige Theorie zu gewinnen; und so ist es ebenso niederschlagend als wahr, daß man einen Mann aufrufen kann, der bereits vor mehr als zwei Jahrhunderten der Welt eine Wahrheit entgegenhielt, die damals vielleicht erstauntere Ohren traf, als es heute der Fall gewesen sein würde, die aber heute genau ebenso wenig Einfluß auf die praktischen Anschauungen der Menschen auszuüben

imstande sein wird, als es damals und seither der Fall war; und doch wird sich Niemand verhehlen wollen, daß es für den Menschen gar nichts Wichtigeres geben kann, als vorerst seine Stellung in und zu der Natur zu erkennen, und dieser Erkenntnis gemäß sein Denken und Handeln einzurichten. Spinoza ist es, der sagt: „Die Meisten, welche über die Affekte und die Lebensweise der Menschen geschrieben haben, scheinen nicht natürliche Dinge zu behandeln, welche den gemeinsamen Gesetzen der Natur folgen, sondern Dinge außerhalb der Natur; ja, sie scheinen den Menschen in der Natur wie einen Staat im Staate aufzufassen. Denn sie glauben, daß der Mensch die Ordnung der Natur eher stört, als befolgt; daß er über seine Handlungen eine unbedingte Macht hat und von Niemand als ihm selbst bestimmt wird. Ebenso schieben sie die Schuld der menschlichen Schwachheit und Unbeständigkeit nicht auf die allgemeine Macht der Natur, sondern auf, ich weiß nicht, welchen Fehler der menschlichen Natur, die sie deshalb beweinen, belachen, verachten, oder wie meistentheils geschieht verwünschen.“ . . .*)

In der Natur aber, als deren integrierendes Glied wir doch den Menschen betrachten sollen und müssen, fließt der Kampf ohne Unterbrechung und ohne Barmherzigkeit fort. „Der Kampf ums Dasein ist die unvermeidliche Folge der höchst potenzierten, geometrischen Zunahme, welche allen organischen Wesen gemein ist.“**) Es soll hier gar nicht weiter in betracht gezogen werden, wie täglich hunderte von Individuen über dem Versuch oder nach Ausführung von Handlungen, welche die einzelnen Gesetze der Gemeinschaft verletzen, die auf Kosten der „natürlichen“ Rechte im Interesse des allgemeinen

*) Spinoza, Ethik. 3 Theil. Vorrede.

**) Darwin, Ueber die Entstehung der Arten. 5. Kap.

Wohles aufgestellt sind, betroffen und zur Sühne gezogen werden, obwohl das Kampfmoment deutlich genug zutage tritt; hier soll vielmehr ganz ausschließlich gezeigt werden, inwiefern man keineswegs berechtigt ist, den Krieg allein als den fürchterlichen, gräßlichen, „männermordenden", als den Vater aller Uebel hinzustellen, wie es mit so großer Vorliebe geschieht.

Man kann ja täglich von tausend Zungen hören, wenn man nur die nötige Geduld und noch mehr Zeit dazu hat, was es Schönes und Herrliches sei um diesen „friedlichen Wettkampf" auf dem Gebiete der Industrie, des Gewerbes, des Handels, des Verkehrs und der wissenschaftlichen Forschung insbesondere; die ganze Friedlichkeit aber besteht darin, daß der Mensch hier meist nicht feindlichen Menschen, sondern den feindlichen Kräften der Natur gegenüber steht, die mit aller Anstrengung geistiger und materieller Mittel zu bekämpfen, aber keineswegs stets zu überwinden sind; die im Gegenteil regelmäßig genug und unheimlich sicher ihre „blutige Steuer" einziehen.

Industrie und Gewerbe jeder Art fordern täglich eine große Zahl von Opfern, die bei Erwerb oder Herstellung der einfachsten Lebensbedürfnisse in Folge einer akut oder chronisch wirkenden Krankheitsursache, oder eines Unfalls ihr Leben lassen müssen oder doch zu weiterer Arbeit untauglich werden; voran stehen natürlich hier jene Betriebe, welche absolut gesundheitsgefährliche Stoffe zutage fördern oder verarbeiten; so liest man über die Schwefelgruben in Sicilien: . . . . . . „Auch Arbeiter begegnen uns, Männer und Knaben; ihre fahle Gesichtsfarbe, die eingefallenen Wangen, die tiefliegenden Augen mit dem freudlosen Blick, geben manches zu denken . . . Mit 7 Jahren schon gehen die Knaben zur Grubenarbeit, der Schulunterricht wird gehindert, die Gesundheit frühzeitig untergraben und die jungen, greisenhaften Gesichter lassen auf keine lange

Lebenszeit schließen; alte Arbeiter sieht man nicht" . . . . . .
„Es ist ein trauriger Anblick, die kleinen, nackten Bengel zu sehen, die unter der schweren Last des Gesteines fast zusammenbrechen, und weinend und jammernd ihre 60—120 Centesimi pro Tag verdienen. Aus glühender Hitze kommen sie heraus, da kommen sie in Kälte und Zug, in den älteren Gruben, wo sie das Gestein hinaustragen müssen, kommen sie Winters in Schnee und Regen — da ist es kein Wunder, wenn die Armen schon früh den Todeskeim in sich tragen" . . . .*)

Liegen die Verhältnisse in den Quecksilberhütten und den Phosphorfabriken vielleicht günstiger?

Und wer liest nicht mit schmerzlichem Bedauern die ununterbrochene Reihe von Hiobsbotschaften über die schrecklichen Unfälle infolge schlagender Wetter u. s. w. besonders in den Kohlenbergwerken! Hierüber Zahlenbelege zu bringen, wäre eine sehr unfruchtbare Arbeit, denn schließlich müßte man sich doch gestehen, daß etwas Vollständiges höchstens über einen eng begrenzten Landstrich geliefert werden könne; die deutsche Kranken- und Unfallversicherung mag in Jahren viel in dieser Hinsicht Belehrendes bringen! —

„Der Fröhner, der sucht in der Erde Schooß,
Da meint er den Schatz zu heben.
Er gräbt und schaufelt, so lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt."**)

Nun, es bleibt dem Genügsamen immer noch der süße Trost, daß er „im Frieden" sich zu tot geschaufelt — und daß er „in Frieden" ins kühle Grab gesenkt werden wird . . requiescat „in pace"! . . . .

---

*) Allg. Ztg. Nr. 162. Beil. München. 1885.
**) Schiller, Wallensteins Lager.

Das gräßliche Schicksal der von Jugend auf in Spiegel- oder Zündhölzchenfabriken beschäftigten Arbeiter hat bekanntlich vor kurzer Zeit zum Eingreifen des Staates durch Ergänzung der Gewerbe-Gesetzgebung Veranlassung gegeben; wirklich geholfen kann jedoch hier ebensowenig werden, wie in verschiedenen, chemischen Fabriken; das Uebel ist eben ein natürliches, die Erzeugnisse der fraglichen Betriebsstätten sind „dem civilisierten Menschen“ unentbehrlich und können auf andere Weise nur schwer genommen werden, also bleibts einstweilen bei der alten „Friedensarbeit!“

Die Summe aller dieser Opfer ist jedoch ganz verschwindend klein gegenüber denen, welche der aufs Höchste gesteigerte Handel und Verkehr, in der bekannten Uebertreibung „Welthandel und Weltverkehr,“ täglich fordert; welche zumal die vorbereitenden Arbeiten fordern, die in diesem Interesse durchgeführt werden müssen. —

Wieviel Menschenmaterial haben nicht die großartigen Bauten der Neuzeit verschlungen, der Suezkanal, der Montcenis-, Gotthard-, Brenner- und Arlberg-Tunnel, gar nicht zu erwähnen die Eisenbahnbauten überhaupt und speciell die Riesenbahnen auf dem amerikanischen Kontinent; heute sehen wir vor unsern Augen ein Werk entstehen, dessen Großartigkeit und Wichtigkeit für den Handel wie den Völkerverkehr einzig dastehen wird vor allem, was kühne Menschenthatkraft noch unternommen und durchgeführt: aber es fehlt auch an Warnungen nicht, dem tückischen Klima mit der perniciös-feucht-heißen Luft zu trauen; nicht mangelt es an Berichten, nach denen der Panama-Kanal heute schon ungezählte Menschen dahingerafft habe; denn selbst von den jetzt hauptsächlich verwendeten Negern und Mulatten aus Jamaika und Cartagena, auch eingebornen Zambos, heißt es bloß, daß „diese Rassen dem heißfeuchten Isthmusklima bei einer mittleren Jahres-

temperatur von 26 Grad Celsius noch am besten widerstehen. Chinesen, Polynesier und selbst indische Kulis haben sich als unfähig zur verlangten Arbeit erwiesen." . . . .*)

Welch furchtbarer Ausblick auf ein ungeheures Leichenfeld eröffnet sich mit diesen Worten! Seit Januar 1881 wurde mit den eigentlichen Arbeiten des Baggerns, Grabens und Sprengens begonnen: man wird wohl zu niedrig greifen, wenn man vierzigtausend Menschen in diesem eminent friedlichen Dienste der Hebung des Völkerverkehrs dahingesunken annimmt; der Kanal aber wird und muß vollendet werden, es werden noch viele Zehntausende von ihm verschlungen werden; im „friedlichen" Dienste verdorben, gestorben, — warum? ums liebe, liebe Geld, um die „Idee" des großen Profits!

Glorreiche Zeit, in der alles dahin strebt, die Nationen in diesem Sinne zu „erziehen"; in der nur der Phrasenheld etwas gilt, der von dem „veredelnden" Einfluß des friedlichen Wettstreites der Künste und Wissenschaften, des „Welthandels und Weltverkehrs säuselt! —

In den Jahren 1871—1882 gingen bei der brittischen Handelsflotte allein 38,722 Menschenleben verloren.

Die Anzahl der brittischen Schiffe von mehr als 250 Tonnen Gehalt, die in den 3 Jahren 1880—1882 mit ihren Ladungen total verloren gingen, gleichzeitig mit den sämmtlichen Menschenleben, ist unheimlich groß:

830 Segelschiffe mit 2837 Menschenleben, sowie
337 Dampfer mit 2191 Menschenleben

gingen zugrunde.

Im Jahre 1883 wurden in London allein nicht weniger als 2000 Schiffbrüche mit 4200 verlorenen Menschenleben angemeldet, und bloß anfangs Dezember 1883 sind durch den

*) Allg. Ztg. Nr. 47. München. 1885.

Untergang von Fischerbooten infolge von Stürmen an den Küsten von Neuengland, Neuschottland, Neufundland nicht weniger als 680 Personen umgekommen.

„London, 25. Juli. (Verlust von Schiffen und Menschen.) Ein letzter Tage veröffentlichter Ausweis des Handelsamtes sagt, daß an Menschenleben während der verflossenen sechs Jahre auf brittischen Kauffahrteischiffen allein verloren gingen: auf Schiffen des Vereinigten Königreichs 9946 Seeleute und 735 Passagiere, auf Fahrzeugen der brittischen Kolonien 2342 Seeleute und 513 Passagiere.“ *)

Auf das etwas entlegenere Gebiet der Verschleppungen von Krankheiten durch den Handelsverkehr, speziell der in Indien endemischen Cholera, kann gar nicht weiter eingegangen werden; doch gehört die Thatsache angedeutet, umsomehr als der gerne gebrauchte Einwurf, daß der Handel den Bedürfnissen der Menschen in erster Linie und der hervorragendsten Weise diene, nicht recht stichhaltig ist; darauf giebt es sofort die Gegenfrage: Sind denn diese Bedürfnisse alle naturnotwendig, und wer hat die Menschen erst so vieler Dinge „bedürftig“ gemacht — und damit erst recht eigentlich den Kontrast zwischen Ueberfluß und Dürftigkeit verschärft, wenn nicht erzeugt?!

Die Difficilität in der Auswahl der Mittel zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse im weitesten Sinne ist so recht eigentlich der Maaßstab für Beurteilung des Kulturgrades von Individuen wie von Völkern geworden, und doch zeigt die Anwendung dieses Maaßstabes allein schon zur genüge, daß wir ganz von dem Pfade abgekommen sind, den jede beginnende Kultur eingeschlagen haben muß; die ersten Anfänge der Herauswindung des Menschen aus dem Gewühl der übrigen Lebewesen sind gekennzeichnet durch die mit bewundernswerter Be-

*) Allg. Ztg. Nr. 207. Beil. München. 1884.

harrlichkeit fortgesetzten Versuche die persönlichen Kräfte durch geeignete Instrumente zu unterstützen, selbst teilweise zu ersetzen, sowie durch die stetige Vertiefung der Erkenntnis, in welch hohem Maße die Vereinigung Mehrerer das Erstreben eines gemeinsamen Zieles zu erleichtern vermöge: „Eben die Ausdauer, welche auf die Fertigung eines Instrumentes verwandt wird, das sich nur mäßig über die Leistungen eines natürlichen Steines oder Steinsplitters erhebt, zeigt eine Fähigkeit, von den unmittelbaren Bedürfnissen und Genüssen des Lebens zu abstrahieren, und die Aufmerksamkeit um des Zweckes willen ganz auf das Mittel zu wenden, welche wir sonst bei den Säugetieren und auch bei den Affen nicht leicht finden werden."*)

Der Punkt, wo die menschliche Spekulation auf einen Irrpfad abgebogen ist, muß leicht zu finden sein, da wir selbst nach allgemein-giltigen Gesetzen in wenigen Jahren den vollständigen Entwicklungsgang der Menschheit durchzumachen gezwungen sind — nach dem untrüglichen Prinzip der Uebereinstimmung von Ontogenie und Phylogenie.

Jeder Mann, der sich durch länger dauernde schwierige Arbeit, zumal höherer Art, und damit verbundene minimale Rücksichtnahme auf die nächsten, ganz normalen Bedürfnisse und Genüsse über gewisse, individuell verschiedene Grenzen angestrengt hat, sehnt sich mit Recht nach Erholung ausgedehnterer Art, nach erhöhten körperlichen, moralischen oder geistigen Reizmitteln; er wird in dieser Hinsicht um so anspruchsvoller werden, je mehr er die Bemerkung bestätigt findet, daß sich solcherweise die Leistungsfähigkeit ganz ungemein steigern läßt; hier nun ist es, wo die gedankenblasse Bummler-Logik einsetzt: „der hervor-

*) Fr. Lange, Geschichte des Materialismus. Wohlf. Ausg. 625. Iserlohn. Bädecker.

ragend Thätige hat höhere Bedürfnisse; wenn er die letzteren nicht einigermaßen befriedigen kann, muß er in seiner Thatkraft allmälig erlahmen und sich vor der Zeit abnützen; also genießen wir zunächst so viel und so gut als möglich, — das andere wird sich weiter finden!" sagt der Afterlogiker.

Die Patrouille hat durch ihre kühne Entschlossenheit bei der Rekognoszierung den Ausgang einer Schlacht entscheiden helfen; „der letzten Stunden Qual war groß!"

„Eine Flasche Sekt!" — Wahrscheinlich wird ein scheeläugiger Troßknecht die nächste Gelegenheit ergreifen, den hohen Resultaten seinen Anstrengungen entsprechend, im Interesse der Kräfteauffrischung ein Aehnliches sich zu gewähren! So erzeugen sich „Bedürfnisse"! — —

Man lächelt heute kaum über tiefsinnige Betrachtungen, die aus der Höhe des Seifen-Konsums auf den Kulturgrad eines Volkes schließen, zugleich aber aus der Zunahme des Postkartenverkehrs eine steigende Verrohung der betreffenden Staaten mit siegender Ueberlegenheit statistisch feststellen.

Da ist es doch gut, daß immer noch etwas wie ein Kriegsgespenst im Hintergrund der gegenwärtigen Erscheinungen lauert; wenn schon einige Friedensjahre solche Ideen in normalen Gehirnen zur Reife bringen können, wie müßten sich die Dinge gestalten, wenn sich erst alle Welt, durch den Druck des Lebenskampfes nicht mehr gestört, ruhig dem hingeben dürfte, was zu „denken" man für gut findet!

Dahin ist zu streben, daß man nicht äußeren Flitter und lächerlichen Tand bei Bemessung der Kulturentwicklung von Menschen und Staaten in die Rechnung ziehe, sondern die Ausdauer, Entschlossenheit und Thatkraft im Erstreben gesellschaftlich möglicher Ziele, die Selbstbeschränkung des Einzelnen gegenüber berechtigten Interessen der Mitbürger, die Hingabe bis zur Selbstaufopferung aller für das gefährdete, allgemeine

Beste, und speziell hinsichtlich des Staates als Individuum die im Verfolgen klar bewußter, wohl erwogener Endziele bewiesene Energie, bei steter Rücksicht auf die Bedürfnisse der einzelnen organischen Glieder, als jene Faktoren betrachtet, aus denen sich die Größe des Kulturprodukts errechnen läßt.

Alle sogenannten „Bedürfnisse höherer Art“ sind nur Begleiterscheinungen der meisten Kulturen, beide aber bedingen sich keineswegs gegenseitig wesentlich, und so ist es ganz leicht möglich, wahre Kultur (im obigen Sinne!) ohne Handel, Handel ohne wahre Kultur an geschichtlichen Beispielen zu beweisen; daß hierbei nur der große, überseeische Handel gemeint sein kann, ist selbstverständlich; denn der innerstaatliche Handelsverkehr wird wohl weniger leicht irgendwo vermißt werden können. —

Daß die stille Wissenschaft, welche ja allgemein nur die im Leben und Streben der Menschheit gewonnenen Erfahrungen, die vereinzelten Erscheinungen und Thatsachen in systematische Ordnung zu bringen, und die Verhältnisse des Einzelnen innerhalb des Ganzen, sowie des Ganzen zum Einzelnen der Möglichkeit und der Idee nach festzustellen und zu regeln hat, durch eminente Friedfertigkeit auszeichnet, liegt eben in ihrer Natur; denn wenn auch das individuelle Spiel der Gedanken, welches doch nur ein lebhaftes An- und Verdrängen, Rivalisieren ist, sowie der sogenannte Wettstreit auf dem geistigen Gebiet der Ansichten und Meinungen eine glänzende Illustration zur Theorie des unbegränzten Ringens um die Existenz zu bilden vermag, so muß doch zugestanden werden, daß dieser Kampf thatsächlich ein friedlicher ist, der selten Gut und Blut der Kämpfer gefährdet; jene Fälle speziell ausgenommen, wo der allzu heftig geführte Streit zu einer völligen Okkupation des „Ich“ durch gewisse Ideenkomplikationen geführt hat, die unter den Gesammtbegriff der Gehirnkrankheiten subsumiert zu werden pflegen.

Mit dem Moment aber, da die Idee aus dem Kreise der Gedanken in das Gebiet der realen Erscheinungen treten soll, beginnen alle jene Gesetze mit elementarer Kraft zu wirken, die als alle Gebiete der Natur durchströmend anerkannt werden müssen.

Aber nicht auf's Behaupten von Thesen, sondern auf die Vorführung von Thatsachen kommt es an; dies soll in Kürze geschehen, indem sich an die herkömmliche Art und Weise der Rangierung der deutschen akademischen Fakultäten angelehnt wird.

Die Theologie: wäre es möglich, auf der idealen Grundlage der meisten Religionssysteme eine Theorie des ewigen Kampfes aufzubauen? Die Praxis, das Leben bringt dies freilich leichter fertig, hier spricht eben nicht die Logik der Urteile und Abstraktionen, sondern die der Thatsachen; — und Thatsache ist, daß gerade die religiösen Ideen ihre Väter sowohl als ihre Kinder oft in die grausigsten Verhältnisse geführt haben: von den uralten Religionskriegen und den Menschenopfern (siehe Abraham!) bis zum Kreuztod Jesu, von da über die römischen Christen- und späteren Heidenverfolgungen hinweg zu den Kreuzzügen, dazwischen die unendliche Reihe christlicher „Märtyrer", und das Kräuseln der Wogen des Islam, die bald mit verheerender Wut auf den Südosten Europas bis Wien prallen sollen; bis kurz vor Anfang des 19. Jahrhunderts die Hexen und Ketzerverbrennungen, inzwischen den halb religiösen 30jährigen Krieg .... Weitere Zeugnisse für die „Lebens"-Fähigkeit religiöser Ideen aus größerer Entfernung, z. B. das Edikt von Nantes, herbeizuholen, diese leichte Arbeit kann anderen vorbehalten bleiben. —

Die Rechtswissenschaft, scharf eingeengt in ihrer Wirksamkeit und Giltigkeit durch die politischen Grenzlinien eines jeden Staates, in erster Reihe bestimmt, den „ewigen Frieden", soweit

sie immer reichen kann, zu garantieren, kann gar zu leicht schon theoretisch der veränderten Zeit nicht mehr völlig angepaßt sich erweisen; Mephisto meint:

„Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ewige Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage ....“*)

Was nun aber die Praxis anlangt, so braucht man nur den Klagen über unschuldige Verurteilungen ein geneigtes Ohr zu schenken, so wird man die Thatsachen des „lebendig“ wirkenden Strafrechts laut genug vernehmen! Das „Haberfeldtreiben“ ist heute noch eine Spezifikum des Verwaltungsrechts. Daß die mittelalterliche Kirche die Ketzerprozesse durch die öffentlichen Gerichte exekutieren ließ, ist ja bekannt.

Die Heilkunde ist heute auf einer sehr hohen Stufe angelangt; doch läuft auch in der „Praxis“ hie und da noch so manches die Quere; selbst der gewiß hoch kulturelle Impfzwang kann übelster Nachrede nicht entgehen und was die Psychiatrie bis vor gar nicht langer Zeit leistete, ist in aller Erinnerung ebenso gut wie das „Aderlassen“; ein Geständnis wie das Faustische: „Ich habe selbst den Gift an Tausende gegeben“ hat allerdings nur theoretisch-historisches Interesse — doch das intensiv-aktuelle Interesse hinsichtlich der lebendigen Praxis und der Resultate der internen Therapie bleibt wohl berechtigt!! —

Unter den philosophischen Disziplinen steht obenan die Philosophie im engeren Sinne und die Metaphysik:

„Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekeuzigt und verbrannt.“*)

---

*) Goethe. Faust. I. Schülerscene.

Man denke an Sokrates und Giordano Bruno, an Arnold v. Brescia und Huß; an die Quälereien Abälards und Galileis; an Wicliffes und Luthers Verfolgung! Noch Friedrich Wilhelm I. ließ den Philosophen Wolff aus Berlin fortjagen, da ihm dessen Theoreme als höchst allgemeingefährlich denunziert worden waren; erst Friedrich dem Großen gelang es, ihn wieder aus Hannover zurückzuholen.

Daß klassische Philologie und Mathematik ihrer ganzen Eigenart nach, als in der Hauptsache mit abgeschlossenen Verhältnissen und abstrakten Größen rechnend, sich einer göttlichen Ruhe erfreuen, wird Niemand überraschen; aber das ganze Gebiet der Naturwissenschaften, der Astronomie, der Geographie, Geschichte und der neueren Philologie verlangen das Hinaustreten in das Leben, Reisen und überhaupt Unternehmungen der mannigfaltigsten Art. Wie viele solcher Expeditionen endigten in der traurigsten Weise!

In Centralasien wie in Centralafrika, in dem Glutbette der Sahāra wie in den Eisfeldern zumal der nördlichen Polarregion, auf dem Grunde des Ozeans wie auf den Höhen des Himalaya, der Cordilleren und der Alpen finden wir die Spuren im Dienste der „friedlichen“ Wissenschaften verunglückter Forscher . . .

Warum hier einzelne Namen nennen? Ihre Zahl ist unberechenbar in des Wortes weitester Bedeutung!

Nur die Ansicht eines guten deutschen Mannes sei hier noch angeführt, die derselbe äußerte unter dem gewaltigen Eindruck, den das Bayerische Bild vom Untergang der Franklinischen Nordpolexpedition auf ihn gemacht:

. . . „Auch die Nordpolfahrerei kann es nicht sein, die uns so sehr das Herz erschüttert und beklemmt. Oder wäre doch gerade sie es, die uns und unzähligen Andern als eine erhabene wissenschaftliche Don-Quichotterie er-

scheint, bei der das möglicherweise zu erreichende Ergebnis in so gar keinem Verhältnis zu den aufgewendeten Opfern steht, daß es Einem geradezu gewissenlos vorkommt, noch weiter das Leben braver Männer dafür aufs Spiel zu setzen? Es rührt und erschüttert uns, wenn wir einen Vater, wie Abraham, im Begriffe sehen, seinen Sohn einem Traum zu opfern; hier sind dem Wahn der Wissenschaft 100 brave Männer zum Opfer gefallen, und da sollte uns das Schicksal dieser modernen Kreuzfahrer nicht erschüttern? Ja man kann sogar überzeugt sein, daß, wenn uns das Bild statt einer Mondnacht am Nordpol etwa die nach der Schlacht von Gravelotte dargestellt und uns statt englischer Matrosen deutsche Jünglinge recht sprechend dargestellt hätte, die hier den Tod für das Vaterland gestorben, unser Interesse für sie sogar noch ungleich größer gewesen wäre.“ . . . *)

Das kritische Fragezeichen der Redaktion wird wohl nur der angeblichen „Gewissenlosigkeit“ sich entgegenstellen; denn die übrigen Ausführungen sind absolut objektivster Art! —

Mit aller „reinen“ Menschlichkeit wird man sich doch nie der realistischen Betrachtung der unzweifelhaften Thatsache entziehen können, bezw. die Berechtigung der Erscheinung zu widerlegen nicht imstande sein, daß ein Mann den Brand seines eigenen Hauses, den Tod seines eigenen Sohnes, das Unglück und die Entbehrungen seiner Brüder und Schwestern und nächsten Bekannten, das Volk das Mißgeschick seiner eigenen Söhne mit wesentlich anderen Gefühlen betrachtet als wenn das Gleiche Wildfremden zustößt!

Denn im ersten Fall empfinden wir Leid, im zweiten höchstens noch Mitleid, eventuell tritt sogar totale Gleich-

---

*) Fr. Pecht. Allg. Ztg. Beil. 339. München 1883.

giltigkeit hervor! — ja in unzähligen Fällen wird das Unglück des Andern herbeigewünscht, und selbst direkt herbeigeführt! . . .

Den Egoismus zu „humanisieren" bleibt freilich stets die erste staatsmännische Pflicht; begnügen wir uns jedoch einstweilen, wenn er innerhalb der Staatsgrenzen annähernd zur Aufhebung gebracht, d. h. sozialisiert und nationalisiert wird.

IV.

Die Beziehungen des Krieges zu den Künsten, zum Handel, zur Industrie und zu den Wissenschaften.

„Der Krieg ist darum nicht unästhetisch, weil er wild, weil er furchtbar ist. Denn auch das Schreckliche hat ästhetischen Reiz.“ ..... „Noch ist die Poesie dieses Krieges ein von der Kunst nicht gehobener Schatz, ein Drama, von der Geschichte selbst gedichtet, erschaut und empfunden in Phantasie und Gemüth, ein Bild im Innern, eine Erinnerung für immer und ewig.“

Fr. Vischer. Der Krieg und die Künste.

Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.“

Goethe, Faust II. 5.

1. Der Krieg und die Künste.

Je nach dem Gesichtswinkel, unter dem unsere Zeit betrachtet wird, erscheint sie dem einen als die Epoche der Elektrizität, dem andern als die der Kongresse, dem dritten als die der Ausstellungen, dem vierten als jene der Bacillen, dem fünften und sechsten als die der langen Reden und kurzen Thaten, dem Historiker aber sicherlich als die der Ehrenrettungen; man gräbt irgend eine schon längst in Gott ruhende Persönlichkeit aus, stellt die spärlichen Knochenreste zu einem leidlichen Gerippe zusammen und beweist endlich mit vieler Mühe, daß die Ansichten der früheren Biographen eigentlich gar nichts wert gewesen; die erstaunte Mitwelt ist über den

wichtigen Fund hoch befriedigt, und der ruhmbedeckte Forscher geht daran, einen andern Toten in seiner Reputation völlig wiederherzustellen: es läßt sich gegen solch stilles Bemühen wenig sagen; nur soviel ist unbedingt sicher, daß es doch etwas näher liegt, den unter uns Lebenden die gebührende Gerechtigkeit in der Beurteilung zuteil werden zu lassen; da es dem einmal Begrabenen selbst mehr oder minder gleichgiltig sein dürfte, ob er von uns wenige Jahre länger oder kürzer schief angesehen wird; hie und da gewinnen wir nahezu den Eindruck, als ob man absichtlich dem Seienden möglichst wenig zugestehen wolle, nur damit Spätere dem Gewesenen um so duftigere Blüten des „Nachruhms" streuen können; es giebt nun aber gar keine an Alter ehrwürdigere, historisch mehr berechtigte und zugleich großartigere Elementarerscheinung als den Krieg: und doch giebt es wohl keine andere Erscheinung in der Natur, die ähnlichen, hartnäckigen Verdächtigungen, Schmähungen, Verwünschungen und Verfolgungen und unablässigen Versuchen der endgültigen Unterdrückung ausgesetzt wäre als gerade diese.

Warum treten die Verfechter der historischen Gerechtigkeit, die Fanatiker der Ehrenrettungen nicht endlich einmal energisch in die Schranken, um eine Lanze zu brechen für das, was bis heute seit Ewigkeit stets gewirkt hat, und ewig und unveränderlich unter unseren Epigonen wirken muß?

An Versuchen fehlt es allerdings nicht, auch hier der Wahrheit eine Gasse zu bahnen; die Zahl der betreffenden Historiker ist jedoch verschwindend klein gegenüber jener der Friedensintransigenten; das Auftreten jener kühnen Streiter für die reine Lehre der Thatsachen erregt momentanes Aufsehen, das ungeheure Meer der indolenten oder gegnerischen Publizistik aber schlägt über ihnen zusammen — und bald sind sie spurlos verschwunden, diese rari nantes in gurgite vasto! —

Nicht genug damit, daß man dem Krieg alle möglichen Epitheta von Rohheit, Sittenverderbnis und Abscheulichkeit anhängt, man streitet ihm sogar sein „natürliches“ Existenzrecht ab; mit dem „Tod“ hat man sich wohl oder übel abfinden müssen, die Unabwendbarkeit dieser Thatsache liegt eben doch zu klar amtag . . . .

In wie weit die Friedenshoffnungen berechtigt sind und wo dieselben in leere Träumereien übergehen, wurde im Vorhergehenden zu zeigen versucht; hier nun ist zunächst zu erörtern, in welchem Verhältnis der Krieg zu den Künsten steht, wie er denselben dient und wie er sich ihrer bedient. Schon Rüstow deutet in seinem Werk über „Kriegspolitik und Kriegsgebrauch“ darauf hin und hebt hervor, wie viel noch auf diesem Gebiet in historiographischer Beziehung geleistet werden könnte; daß der in Broschüreform erschienene Vortrag Friedrich Vischers „Der Krieg und die Künste“*) nach Form und Inhalt, sowie bezüglich des Schwunges in Behandlung unserer Sprache mustergiltiges bietet, dafür bürgt schon der Name des Verfassers und die Zeit der Veröffentlichung selbst: es waren noch nicht 10 Monate seit Abschluß des Frankfurter Friedens verflossen gewesen; aus dem Umstand jedoch, daß es keine Abhandlung, sondern nur ein Vortrag ist, ergeben sich notwendig Kürzen und selbst Lücken, die der Verfasser in der Vorrede auch berührt, und so steht ein erschöpfendes Werk über „Krieg und Kunst“ noch immer aus; wir wollen uns freilich nicht verhehlen, daß bei der außerordentlichen Spannweite dieses Gedankens etwas Vollständiges auch nie erscheinen wird.

Hier aber vollends kann nur auf das Allerwichtigste einige Rücksicht genommen, in Details aber gar nicht eingegangen werden.

Die Natur ist ewige Veränderung, unendliche Disharmonie,

---

*) Stuttgart. Weise (Spemann) 1872.

ein unbegreifliches, unbeschreiblich heftiges Ringen um die Existenz unter der erdrückenden Menge der wettbewerbenden Wesen; die Kunst ist die Beharrung im Wechsel der Erscheinungen, sie ersinnt und offenbart die Harmonie der Dinge, sie nimmt das Einzelne aus dem allgemeinen Gedränge und sucht es ewig festzuhalten.

„Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestigt sie in dauernden Gedanken!"*)

Die Helden der Ilias, die Götter des griechischen Olymp und Männer wie Solon, Theseus und Lykurg sind heute noch so lebendige Idealgestalten wie sie vor 2—3 Tausend Jahren gewesen.

Je kräftiger und bewegter Personen und Dinge im Leben dagestanden, desto leichter wird es der Kunst, ihre Gestalten derart zu formen, daß sie den Sturmlauf der Zeit zu überdauern vermögen: „Wie der Künstler nach Winkelmanns Ausspruch mit Feuer entwerfen und mit Phlegma ausführen soll, ähnlich dürfte die Natur dort den größten Genuß bieten, wo sie elementar auf die Phantasie wirkt, sie berauscht, die Ausspinnung aller genußreichen Wahrnehmungen aber den still thätigen Gedankenschwingungen überläßt" .....**)

Unter allen elementaren Kräften stehen aber der Kampf und die Liebe obenan; sie sind es auch, um die sich der ganze Zauberkreis der Kunst schlingt; was nicht mit jenen Kräften zusammenhängt, spielt eine verschwindend kleine Rolle im Gebiet des Erhabenen und des Schönen.

Der Dichter erinnert schon im Frieden sein Volk an die Pflichten des Einzelnen gegen das Ganze; das „Lied vom Vater=

---

*) Goethe, Faust I. Prolog (frei).

**) A. v. Schweiger=Lerchenfeld, Allg. Ztg. Nr. 231. Beil München 1884.

land" hält die nationale Idee wach und mahnt zur Vorsicht und Ausdauer; dem ob eines Frevels in stolzem Zorne erbebenden Volke schenkt er das begeisterte und begeisternde „Schwertlied", welches dem zur Wehre Verpflichteten den Waffengang als die freigeborene Idee des eigenen Pflichtgefühls erscheinen läßt; der „Abschied von der Heimat" verhallt, und das übermütige „Marschlied", dieser echte Sprößling des Krieges, tritt in seine Rechte ein; freilich ist Lust und Stimmung zum Sang meist dann vorbei, wenn das Bedürfnis nach einer Erfrischung am dringendsten ist; werden aber in der viele Stunden langen, in glühender Hitze oder drückender Schwüle, auf der staubqualmenden Straße langsam hinziehenden Marschkolonne zwischen dem 25. und 35. Kilometer noch einige Lieder gesungen, dann ist viel gewonnen.

Im Kriegskantonnement und Freilager haben schon verschiedene in sich eine lyrische Ader entdeckt; erhöhter innerer Drang und bedeutenderer Anlaß treiben so manche bisher still verborgen geflossene Quelle an die Oberfläche; die Trauer um den gefallenen Freund, den schwer verwundeten Kameraden verlangt nicht weniger ihre poetische Verewigung, als irgend ein komisches Ereignis, welches einem launigen Gelegenheitsgedicht die Unterlage giebt, um vielleicht auf diesem durchaus nicht ungewöhnlichen Wege bei einiger Gunst des Schicksals die Runde durch die ganze Nation zu machen — habent sua fata carmina! — Die gewonnene Schlacht aber läßt das triumphjauchzende Siegeslied entstehen, — den kommenden Geschlechtern die beredte Kunde von der Vorfahren herrlichen Thaten zu übermitteln.

Und schließlich gar die Beendigung eines ganzen Feldzuges! Alles was je Schönes über den Frieden gedichtet worden, war eben doch stets nur eine ganze direkte Wirkung des „wüsten" Krieges:

„O laß den Kaiser Frieden machen, Vater!
Den blut'gen Lorbeer geb' ich hin mit Freuden
Fürs erste Veilchen, das der März uns bringt,
Das duft'ge Pfand der neuverjüngten Erde.“ . . .
„O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.“ . . .*)

Ueberhaupt findet das Drama im Ausgang einer Schlacht oder eines Krieges, der ja selbst nichts anders als des menschlichen Trauerspiels höchste Potenz darstellt, den erschütterndsten Abschluß; der kurze Bericht des Hauptmanns über des jungen Piccolomini heldenmütiges Soldaten-Ende ist doch unendlich ergreifender in seiner schlichten, natürlichen Einfachheit als jede andere hochdramatisch seinsollende Schlußscene auf der Bühne; nicht der erste, aber der geliebteste deutsche Dichter schenkte seinem teuren Volke als herrlichste Gabe das Musterdrama „Wallenstein“, eine „Jungfrau von Orleans“ und den Hochgesang der Freiheit, seinen eigenen Schwanengesang, den „Tell;“ ohne den Krieg ist keines dieser Dramen überhaupt möglich. — Man denke ferner an Göthes Götz von Berlichingen; und selbst „Faust“ muß noch im 4. Akt des 2. Teils durch eine Schlacht hindurch, so „ungern es der Kluge hört“; war ihm doch schon im 3. Akt sein geliebter Euphorion-Byron im Kriege gefallen:

„Träumt ihr den Friedenstag?
Träume, wer träumen mag!
Krieg ist das Losungswort!
Sieg! Und so klingt es fort“ . . .
„Und hört Ihr donnern auf dem Meere,
Dort widerdonnern Thal um Thal,
In Staub und Wellen, Heer dem Heere,

*) Schiller, Wallenstein. Die Piccolomini. 1. 4.

In Drang um Drang, zu Schmerz und Qual?
Und der Tod
Ist Gebot,
Das versteht sich nun einmal —"

so hatte sein Sohn ihm zugejauchzt, um mit dem Ruf:

„Dorthin! Ich muß! Ich muß!
Gönnt mir den Flug!"

seinen kometengleichen Lauf prächtig genug zu beschließen. —

Fast sämmtliche Königsdramen Bacon=Shakespeares, sind kriegerisch bewegt, ebenso König Lear, Macbeth, Othello, Julius Cäsar und Andere; selbst dem sterbenden Hamlet muß der siegreiche Fortinbras noch den „kriegerischen Gruß" senden. — Wenn solche Dichterfürsten einmal gesprochen haben, scheint jedes weitere, beweisende Wort anderer mindestens nicht direkt notwendig: nur sei noch an das erste Deutsche Lustspiel erinnert, an Lessings Minna von Barnhelm, das ebenfalls eng an Kriegsereignisse sich anlehnt. —

Schon oben wurde die vielfache Verschlingung der lyrischen Poesie mit dem Kriege angedeutet; Schiller, Arndt, Körner, Rückert, Uhland und andere gefeierte Namen sind es, denen wir unsere stolzeste Kriegslyrik verdanken! — Man darf sich mit Recht darüber wundern, daß wir in dieser Hinsicht nicht auf eine noch stattlichere Reihe von Erscheinungen hinweisen können: Frankreich besitzt heute ebenso wie in den Tagen eines Béranger eine gewisse Ueberproduktion auf diesem Gebiet, hervorgerufen durch eine Kategorie von Dichtern, die das patriotisch=soldatische Lied in die Klasse der Fabrikationsobjekte versetzen zu müssen glaubten. —

Das Epos ist ohne Kampf und Krieg und ohne die groß=artigen, damit in Zusammenhang stehenden Thaten und Er=eignisse seines wichtigsten, fast einzigen Stoffes beraubt; die alte Heldensage ist gewöhnlich der Boden, in welchem der

stolze Phantasiebaum des Epos wurzelt; das uralte Nationalepos der Griechen besingt den Krieg in einer Einzelnerscheinung, und das Gleiche thut unser Nibelungenlied; ein eigener Zufall will es, daß auch unser ältester Deutscher Roman mit den Ereignissen des dreißigjährigen Krieges ganz eng verwachsen ist, ja daß er von diesem direkt seinen Stoff entlehnte; Simplizius Simplizissimus von Grimmelshausen wird auch die beste und verlässigste Quelle für Beurteilung der intimeren Zustände in den damaligen Kriegsheeren sein und bleiben.

Göthes „Hermann und Dorothea", also selbst dieses idyllische Epos friedlichsten Inhalts, liefert eine glückliche Illustration zu unserem Thema; man kann sich überhaupt nichts Wirksameres denken als diese herzinnig-biederen, lebensfrischen und naturtreuen Bilder aus dem traulichen Deutschen Bürger- und Familienleben, diese rührend naiven Scenen des erwachenden Liebesfrühlings, mit all seinem Duft und Schmelz der lauteren Wahrheit, Reinheit und Schönheit, rings umgeben von den Spuren der Härten, Schrecken, Schauerlichkeiten des Krieges: wir hören mit Wehmut, was dieser alles zerstört, wir sehen aber auch, wie aus Schutt und Trümmern „neues Leben blüht" und wie mitten in aller Not erst recht die edelste aller Ideen lebenskräftig wird, die des hingebenden Opfermutes für das bedrohte Vaterland:

„Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen."

Auch die bildenden Künste unterstützen den Krieg, um desto ergiebigere Anregung hinwiederum von ihm zu empfangen.

Die Baukunst schreitet dem Krieg voran und folgt ihm: fast alle die ungezählten Burgen und Schlösser, welche die Höhen unserer schönen deutschen Berge zieren, welche durch Wachhalten der Erinnerung an längstvergangene, gefährliche oder glückliche Zeiten

die stete Lebendigkeit des patriotischen Sinnes gewährleisten, verdanken ihre Existenz nur der Kriegsgefahr und der Absicht, sich gegen Bedrohung sicher zu stellen, oder dem individualistisch-kühnen Sinn, dem unruhigen Kriegs- und Wanderleben ihrer Erbauer, die so einen sicheren Rückhalt für sich und ihre Umgebung herzustellen suchten.

Stolz und trotzig wie der Horst des Adlers sitzen diese Felsennester an den Hängen, auf herausspringenden Bergnasen und Rückfall-Kuppen, auf dem isolierten Block an dem Ausgangspunkt mehrerer Thäler, — die Zeiten ihrer militärischen Unüberwindlichkeit sind seit langem dahin, unwiderstehlich aber wirkt heute der Reiz, den des Rheines sagenumwobene Ufer auf den Deutschen ausüben; die historischen Thatsachen sind teilweise im Märchen-, Sagen- und Liederkreis aufgegangen, der wie das Abendsonnengold die trümmerhaften Reste umspielt; wir lauschen träumend dem Flüstern der Geschichte, und glauben, uns nicht mehr dem süßen Banne entziehen zu können.

„Dich bezaubert der Laut, Dich bethöret der Rhein,
Entzücken faßt Dich und Graus:
Nun singst Du nur immer: Am Rhein, am Rhein,
Und kehrst nicht wieder nach Haus.“*)

Was aber hat den Rhein zum „Deutschen Rhein,“ zum vielbesungenen, erhoben? Der Krieg! Der Rhein ist die konkret gewordene nationale Idee! —

Der Krieg spannte die Baukunst stets zu den höchsten Leistungen jeglicher Art an und förderte zunächst die Solidität aller für seine Zwecke nötigen Anlagen wie Straßen, Hochdämme, Brücken, Kanäle, Häfen u. s. w., wie er heute maaßgebenden Einfluß auszuüben vermag auf Richtung, Anlage, Qualität der Eisenbahnen.

*) Simrock, Warnung vor dem Rhein.

Doch nicht nur auf diesem mehr technischen Gebiete herrschte er und trieb er zu höheren Leistungen ständig an; auch die Aesthetik erfreute sich stets seines mächtigen Einflusses und Schutzes; wie vor drei Jahrtausenden ein Babylon und ein Niniveh emporwuchsen, so schuf vor drei Jahrhunderten ein Dürer die bewunderte Befestigung von Nürnberg.

Heute bietet die Anlage von Festungen freilich keine besonders günstigen Momente für Hebung oder nur Verwertung der Architektonik; immerhin aber werden Festungsthore u. dgl. stets höheren, künstlerischen Anforderungen entsprechen.

Dem „helfenden Gott" baut man jetzt allerdings keine Siegestempel mehr, die Zeit der Votivkirchen jedoch ist noch nicht hinter uns; und Propyläen, Siegeshallen, Armeemuseen, Kriegsmuseen, Zeughäuser und andere öffentliche Bauten ruft ausschließlich der Krieg hervor, — er liefert direkt den Inhalt.

Die Bezeichnung „Kasernenstil", die so ziemlich das Gleiche bedeuten soll wie langweilige Gleichmäßigkeit, öde Einfachheit, klumpige Ungefälligkeit, ist nach und nach zu einer gedankenlosen Phrase herabgesunken: denn es wäre sehr verkehrt anzunehmen, daß erstens alle deutschen Kasernen so nüchtern und kahl sind, wie einige derselben; man gehe auch nur einmal in verschiedene, kleinere Städte des Reiches, da wird man häufig genug die Bemerkung machen können, daß die „Kaserne" so ziemlich das einzige Gebäude sei, dessen Aufbau, Linien und Formen dem geschulten Auge eine gewisse Befriedigung gewähren; und daß zweitens die Intention der Behörden dahin gehe, in der Kaserne die Idee der Geschmacklosigkeit zu verkörpern; die über den Geldpunkt definitiv entscheidende Stelle ist es, die hier sowohl als bei Bahnhof,- Postgebäuden u. s. w. den Daumen auf den Beutel drückt; die also damit erklärt, für sie existierten keine berechtigten Anforderungen der Aesthetik. — Lassen wir im Folgenden eine bedeutende Autorität auf technischem Gebiete

sprechen . . . . „Griffe aber selbst eine sehr dürftige Gestaltung der Außenseiten unserer Wohnhäuser Platz, so würden Paläste, öffentliche Gebäude, Theater und Kirchen leuchtend hervortreten und sich so das Städtebild doch interessant gestalten. Um so mehr, wenn wir, dem Beispiele bedeutender Kulturvölker folgend, bei diesen Bauwerken alles anwenden würden, um sie zu künstlerischen Gedenksteinen unserer Zeit zu gestalten, damit kommende Geschlechter erkennen können, daß wir die hohen Aufgaben richtig verstanden und gelöst, welche Kultur und Kunst an unsere Zeit gestellt haben." *) Vermag es trotz alledem ein Reich von nahezu 50 Millionen nicht dahin zu bringen, seinen zum Dienst für das Wohl des Ganzen und dessen Sicherheit die Waffen tragenden Söhnen einen sowohl der Würde dieses Dienstes entsprechenden, als Geist und Herz anregenden Bau zur Wohnung anbieten zu können? Hier zeigt sich mehr Mangel an erziehlichem Verständnis als an Geld; denn aufs Kirchenbauen versteht man sich ganz meisterlich! — —

Weit entschiedener noch und umfassender ist der Einfluß des Krieges auf die Bildhauerkunst im weitesten Sinn, auf Skulptur und Plastik: die Inder, Assyrer und Perser nicht weniger als die Griechen und Römer fühlten sich getrieben, die höchsten, nationalen Thaten und Ereignisse sowohl als hervorragende, kriegerische Episoden und Einzelleistungen in möglichst unzerstörbarer Form zu fixieren, um so die Kunde davon den spätesten Zeiten zur Bewunderung und Nachahmung zu überliefern: Achilles und Herakles begeisterten ungezählte Künstler zu den höchsten Leistungen; wenn der „borghesische Fechter" und der „sterbende Fechter" die Kämpfe der Menschen unter einander in zwei furchtbaren Momenten darstellen, so zeigt die

---

*) Fr. Nußbaum. Allg. Ztg. Nr. 62. Beil. München. 1885.

„Laokoongruppe" in der ergreifendsten Weise das verzweifelte, letzte Ringen eines Mannes um das eigene und seiner Söhne Dasein gegenüber einer erdrückend gewaltigen Naturkraft, während Herkules den Sieg des intelligenten Riesen oder des Riesen der Intelligenz über die plumpe, sinnlose Kraft anderer Lebewesen repräsentiert.

Trajans Thaten werden durch die nach ihm benannte Säule heute noch laut erzählt und ein Alexander fand nach mehr als 21 Jahrhunderten noch seinen Thorwaldsen ....

Andrerseits mußten auch über 18 Jahrhunderte verstreichen, bis einem Arminius ein Bandel erstand, bis man sich in Deutschland einer uralten Schuld erinnerte; und schließlich konnte man im heiteren Kreise drei Jahrzehnte hindurch singen:

„Hier steht nun das Piedestal,
Doch wer die Statü bezahl,
Das weiß nur Gott im Himmel!"

Der große Krieg, der mit dem Frankfurter Frieden abgeschlossen war, sollte rascher sein Denkmal erhalten! Nicht viel mehr als 6 Jahre waren dahingegangen, seit der Donner der Geschütze verstummt war und die hohe Feier der Grundsteinlegung dürfte die drängendste Sehnsucht nach thatsächlicher Bezeugung des patriotischen Dankgefühls in beruhigte Erwartung wandeln, und weitere 7 Jahre darauf war demselben greisen Helden, unter dessen sicherer Führung alles zum Besten geraten war, das hohe Glück vergönnt, die Hülle von einem Werke fallen zu lassen, auf das alle Generationen mit Dankbarkeit und Rührung blicken werden, welche eingedenk bleiben der unvergleichlichen Thatsachen, aus denen die großartigste Erscheinung im neueren europäischen Völkerleben hervorging: das einige, einzige Deutschland!

So veranlaßte der letzte große, Krieg das Erstehen von Kriegs- und Siegessäulen, Kriegs- und Schlachtdenkmälern,

von Denkmünzen, Feldherrnbüsten, im Genrestil gehaltener, kleinerer, plastischer Werke, wie Scenen aus dem Kriegs- und Schlachtenleben, zumal Reiterstückchen u. s. f. — (wieviel deutsche Städte, Städtchen und Dorfschaften giebt es denn, die das Andenken an ihre im Kampfe gefallenen Söhne nicht durch ein Kriegerdenkmal zu sichern versucht hätten) — und die ästhetisch-erhabene Blüte einer in blutgetränktem Boden ihre Nahrung findenden Saat deckt des Kriegsmanns stilles Grab, darinnen er von ewigem Wettkampf friedlich träumt: das von liebevoll dankendem Herzen geweihte Grabdenkmal. —

Je stärker und selbstbewußter der nationale Sinn eines Volkes sich entwickelt, desto mehr kräftigt sich zugleich das Gefühl der Pflicht und Dankbarkeit den Männern gegenüber, welche für das Vaterland Großes geleistet. Die Sicherung dauernder Erinnerung an das, was jene gethan und geduldet, wird mit allen Mitteln angestrebt; wie aber jede menschliche Tugend in der Uebertreibung zum Laster sich verwandeln kann, „summum jus summa injuria!“ so leicht verkehrt sich das Schöne durch Verwendung am falschen Platze in Karrikatur. —

„Gestern sah ich aber einen Schwarzen, dessen Ausrüstung, mich derart zum Lachen reizte, daß ich nicht widerstehen konnte. Ein ziemlich kleiner Neger — vermutlich irgend ein Häuptling aus dem Innern — war, Gott weiß durch welche Schicksalsfügung, in den Besitz eines kostbar goldgestickten Ministerfracks gelangt. Breite goldene Epauletten, goldgestickter Kragen, Aufschläge und Taschen und goldene Knöpfe waren gut erhalten. Ohne Hemd trug ihn der Eigentümer auf bloßem Leibe. Nun mußte der erste Besitzer aber eine Riesengestalt von sechs Fuß gewesen sein, denn dem kleinen Neger reichten die Schöße bis über die Kniekehlen und ebenso die Aermel über die Hände, die goldgestickten Seitentaschen saßen

da, wo der Kammerherr die Schlüssel als Abzeichen seiner Würde zu tragen pflegt.

Der brave Mann hatte auch keine Hosen, sondern trug statt derselben unter dem goldglänzenden Frack ein äußerst schmutziges Hüfttuch."*)

So hängen sich gewisse Völker von ausgeprägt hypernationalem Sinn den goldenen Frack der Begeisterung über die eigenen Thaten um — über Thaten, die eigentlich keine waren, sie machen ein Scharmützel zu einer Schlacht — und sich selbst unsterblich lächerlich! —

Die Malerei nun gar ist die treue Begleiterin des Krieges in allen seinen Phasen und Wandlungen; vom heitern Kriegsgenrebild bis zur erschütterndsten Scene, die des Menschen Herz in beklemmender Bangigkeit erbeben läßt; von den Zufällen eines übermütig-verwegenen Patrouillenrittes bis zu den hochdramatischen Momenten, in denen die eisernen Würfel um das Wohl und Wehe von Nationen für Jahrhunderte — ja für „ewige" Zeiten vielleicht! — dumpfdonnernd rollen, von der flüchtigen Skizze des Schlachtenbummlers und des modernen Berichterstatters vom Kriegsschauplatz bis hinauf zu dem neuerdings mehr in Aufnahme kommenden kolossalen Schlachten-Rundgemälde; alle diese Erscheinungen und Kunstformen bewundern wir als blühende Zweige des rauhstämmigen und knorrigen, aber unverwüstlichen, immergrünen Lebensbaumes des Krieges.

Freilich gedeiht derselbe nur in blutgetränktem Boden, und man möchte gerne fragen, ob es denn keine andere Nahrung gäbe: „ein Narr wartet auf Antwort!" . . .

Tröstet Euch damit, daß eben Blut doch ein „ganz besonderer Saft" zu sein scheint, der durch kein Surrogat, und

*) Premierlieut. Schulze, Allg. Ztg. Nr. 53. B. München 1885.

sei es mit unzähligen „Attesten" als unbedingt wirksam belegt, nur annähernd ersetzt werden kann! —

Was liegt für eine Summe von Leid und Freud des Menschenherzens zwischen den schmerzerfüllten, von bangen Befürchtungen durchwogten Stunden des Soldatenabschiedes von Familie und Heimat und dem freudetrunkenen, von stolzen Hoffnungen durchjauchzten Tagen der endlichen Heimkehr des Kriegsmannes in das langvermißte Vaterland, in den Kreis der Mitbürger, der jubelnden Angehörigen; zwischen dem dumpfen, schier endlosen, Geist und Körper erdrückenden Marsch in Sonnenglut, Straßenstaub, unter ermüdenden Stockungen und unsinnigem Nachrennen bis zum elektrisierenden, ersten Kanonenschuß, und endlich zum imposanten Angriff im Sturm mit fliegenden Fahnen, unter dem treibenden Klang der Trommel und den anfeuernden, hebenden Tönen der Musik; vom romantisch belebten Ritt der Offizierspatrouille mit dem Passepartout der List und Verwegenheit — und dem Stillhalten einer großen Kolonne im freien Felde gegenüber ungezählten Feuerschlünden, welche die ersehnte Beute gierig zu verschlingen suchen, oder dem tötlich-langweiligen Dienst vor einer belagerten Festung, deren Ueberwachung jede Nacht Tausende von offenen Augen fordert; zwischen einem hübschen, freundlichen Kantonnement im gemütlichen Verkehr der siegfrohen Soldaten mit den schüchtern-vertrauenden Quartiergebern und dem grausigen, sinnverhärtenden Freilager einer zurückgeschlagenen Truppe, zu deren verzweifeltem Ingrimm der klatschende Regen und der höhnisch pfeifende Wind eine ganz eigene Musik liefern! — —

Auf die schier unendliche Zahl von Vorwürfen, welche die Thätigkeit der technischen Truppen, der Sanitäts- oder Verpflegsabteilungen, sowie die Vorgänge und Erscheinungen liefern, welche sich hinter dem Kriegstheater selbst in der Heimat

abspielen, kann hier nur andeutungsweise die Aufmerksamkeit gelenkt werden.

Wenn nach dem Vorstehenden der Krieg den Künsten stets reichsten Stoff geliefert, so ist doch anderseits immer nur der Nachweis erbracht, daß der wahre Künstler gerade dort die üppigste Fülle von Stoff entdeckt, wo des Lebens Pulse am frischesten und lebendigsten schlagen: daß aber der Krieg als solcher die künstlerische Entwicklung eines Volkes ganz intensiv beeinflußt, dessen Thätigkeit in dieser Hinsicht ins Großartige steigert, halb verschüttete Bahnen neu eröffnet und selbst in bisher ungekannte lenkt, dafür wäre erst noch der Beweis zu liefern; sollte es gelingen, so wäre damit etwas gewiß ungleich Wertvolleres erreicht, und der Krieg als ein unentbehrliches, aktives Element im Kunstleben der Völker zur Evidenz nachgewiesen.

Gerade über diese Frage dürften nur Autoritäten der Kunstgeschichte ein entscheidendes Wort zu sprechen haben, und wem könnte man mit mehr Recht das Wort schenken als einem Lübke? Er schreibt: „So gewinnt diese heitere Kunst“ (die Glasmalerei) „eine innige Beziehung zum ganzen Dasein, wird im höchsten Sinne des Wortes ein Abglanz des Kulturlebens der Zeit und zugleich der patriotischen Tendenz, welche sich damals mächtiger als je regte. Denn es ist nicht zu verkennen, was auch unser Gewährsmann“ (Dr. Hermann Meyer) „nachdrücklich betont, daß nach den glänzenden Siegen über Karl den Kühnen die Eidgenossenschaft sich in ähnlich gehobener Stimmung befand, wie die Griechen nach dem Perserkriege.“ . . . Schon jetzt, aber noch mehr nach dem Schwabenkriege „brach das Gefühl, sich sehen lassen zu dürfen, und die Lust sich zu zeigen und sich Denkmäler zu stiften allenthalben durch; Sänger dichten Schlachtlieder, mit oder ohne Auftrag der Stände

entsteht eine Chronik nach der andern, die vom Ursprung und den Thaten der Eidgenossen berichtet, fürs Rathaus von Solothurn wird die Schlacht von Dornach, fürs Rathaus in Freiburg die Schlacht von Murten gemalt. Diese Freude an der eigenen Geschichte, an den Heldenthaten der Vorfahren steigert sich so, daß, wie ich nachgewiesen habe, z. B. in Wettingen die nationalen mit entsprechenden Stellen der Bibel parallelisiert werden, so daß etwas an die typologischen Bilderkreise des Mittelalters Erinnerndes herauskommt" . . . .*)

Ein anderer hochgeschätzter, geistreicher Kunstschriftsteller sagt: „Wenn daher irgend etwas uns über die Dauer der schwer erkämpften Schöpfung unseres neuen deutschen Reiches beruhigen kann, so ist es dieses, daß sie sofort eine neue Periode in der Baukunst, mit ihr auch in der Bildhauerei und Malerei erzeugte. Wie unser Kaiserreich sich in jedem Haus ausspricht, das seit 1870 erbaut worden, das kann auch der Blindeste sehen, ja wenn er es nicht sieht, so kann er es sogar greifen, da erst seitdem unsere Architekten so profilieren gelernt haben, wie es dem derben Charakter der Nation und der gewaltigen Wucht ihres neuen Staates entspricht." **)

Die rege Entwickelung des Kunstgewerbes hing noch im Mittelalter in bedeutendster Weise vom Kriege ab; die ganze Waffenschmiedekunst ist ja ohne den Krieg nichts, sie hätte gar niemals entstehen können! Und dann denke man an die von Schutz- und Trutz-Waffen ältester und neuerer Art gefüllten Säle unserer Museen, Schlösser, Burgen, Rittergüter u. s. f.

*) Allg. Ztg. Nr. 337. München 1884.

**) Fr. Pecht. Münchner Kunst. Allg. Ztg. Nr. 235. Beilage München 1884.

Die Ciselier- und Einlegekunst mit ihren entzückenden Leistungen in Verzierung von Panzer, Schwert und Büchse — wir würden sie dort vermissen, wo sie heute jedes Herz erfreuen, wäre nicht der Krieg ihr treuer Förderer geblieben. —

Ist es möglich, alle jene Thatsachen hier an einander zu reihen, die den Beweis direkt liefern, daß die Lebensströme der Kunst durch den Krieg die mächtigsten Zuflüsse erhalten, die denn wohl auch bewirken können, daß die Dämme uralten, verknöcherten Herkommens elementargewaltig durchbrochen werden und die wogende Flut in feurigem Ungestüm eigenen neuen Pfad sich sucht?

Wäre es auch nöthig, in alle die Einzelfälle näher einzugehen, von denen uns die Geschichte Genügendes berichtet?

Hier ließe sich wieder einwerfen, daß deswegen noch lange nicht die Causalverbindung zwischen Krieg und Kunst erwiesen sei, daß vielmehr auch sehr wohl eine zeitliche Konkurrenz von Thatsachen feststehen könne, von denen die einen ganz unabhängig von den anderen als naturnotwendige Folge gegebener Entwicklungsreihen aufgetreten seien.

Um daher diesen möglichen Einwand zu beseitigen, ist es erforderlich, Belege beizubringen, die umgekehrt dahin lauten, daß eine gesunde, nationale Kunst des gesunden, nationalen Daseinskampfes, des Krieges, zu ihrer Entwicklung unbedingt bedürfe, daß dort, wo diese conditio sine qua non fehlt, auch keine volkstümlich-kräftige Kunst zu erblühen vermöge!

Ein Musterstaat des Friedens seit 100 Jahren ist unstreitig die Republik der „Vereinigten Staaten von Nord-Amerika“; abgesehen von einigen unbedeutenden Feldzügen und den fortgesetzten Plackereien mit den Indianern hatte dieses Reich seit seiner Gründung nur Einen großen Krieg, und dieser war krank in seiner Veranlassung wie in seiner Durchführung, ein Bürgerkrieg! Daß ein solcher eher alles vermag als wahre

Begeisterung und frisches nationales Leben zu erzeugen, ist zweifellos; die Macht des Dollars entwickelt sich auch seit 1865 von Jahr zu Jahr, und die Korruption in der Staatsverwaltung tritt seit dem Anfang der siebziger Jahre klar in die Erscheinung.

Wie dort das „Schöne“ gepflegt wird, sei im Anhalt an eine neueste Publikation kurz betrachtet.

Emil Deckert bespricht,*) die monströse New-Yorker Stadtbahn und bedauert zunächst die Familien, die in Straßen wohnen durch welche jene fährt; die Kohlendunstwolken drängen ständig in die Fenster und der Höllenlärm sei unerträglich, den die alle 2—3 Minuten durchbrausenden Züge machten. Er fährt dann fort: „Was die Aesthetik des Baues angeht, so erhebt sich derselbe nicht sehr wesentlich über die eines soliden europäischen Baugerüstes. Hat man aber bei der Herstellung eines öffentlichen Gebäudes in einer Stadt von dem Range New-Yorks nicht ganz unbedingt die Pflicht, auf das, was groß und edel und schön ist, Rücksicht zu nehmen! Muß ein öffentlicher Bau, der aller Aesthetik so wie die Elevated-Railroad ins Gesicht schlägt, nicht notwendig demoralisierend auf das ganze Geschmacksleben der Weltstadt wirken? Was will es dagegen sagen, daß der Bau billig und daß er nützlich ist?

Die „Elevated“ ist nach unserer Meinung ein drastisches Beispiel davon, was eine Gesellschaft von Geldleuten der Oeffentlichkeit in der neuen Welt bieten darf, sobald es ihr durch den mächtigen Dollar gelingt, ein Monopol zu erwerben. Die Berliner Stadtbahn ist ein schöner Bau durchaus, die Londoner Stadtbahn (!!) verbirgt sich wenigstens soviel als möglich diskret den Blicken, die New-Yorker

*) Allg. Ztg. Nr. 50 Beilage. München 1885.

Stadtbahn dagegen prahlt förmlich mit ihrer Häßlichkeit und Rohheit."

Weiterhin*) schreibt er: „Hat man uns daheim Amerika nicht immer als das Land gepriesen, in dem die Freiheit des Individuums am meisten hochgehalten wird! Verrät uns die rigorose Gleichförmigkeit, die wir wahrnehmen, daß der Despotismus der Masse, wie er in einer demokratischen Republik waltet, ungleich mächtiger auf jeden Einzelnen wirkt als der Despotismus eines Monarchen?" — — —

. . . . „Die europäischen Städte sind langsam gewachsen wie die Eichen, durch Jahrtausende und unter allerlei Stürmen und Krisen. Während auf die innere und äußere Gestaltung der letzteren also die mannigfaltigsten Zeitströmungen einwirkten und allerlei knorrige Absonderlichkeiten in ihnen entstanden, so wirkt auf diejenige der ersteren" (der amerikanischen) „nur eine einzige Zeitströmung und nur ein einziger Zeitgeschmack, und das lamellenartige Gefüge ihrer Blocks wurde nirgends gestört. Offenbar hat die Gradlinigkeit der Straßen sehr viel zu thun mit dem amerikanischen Schönheitsbegriff. . . .

Aber wie konnte ein Schönheitsbegriff, der nur gerade Linien und rechte Winkel kennt, so allgemein und so ausschließlich Geltung gewinnen in einem Lande, wo vielmehr als daheim das Sprichwort gilt: De gustibus non est disputandum? Und ist denn der angegebene Schönheits-Begriff wirklich der richtige? . . . . . Führt die ausschließliche Geradlinigkeit und Rechtwinkligkeit der Straßenanlagen nicht notwendigerweise zum äußersten Maaße von Monotonie und zu einer gewissen Ideenöde und Geistlosigkeit?" . . .

---

*) Allg. Ztg. Nr. 51 Beil. München. 1885.

Die treffendste Antwort auf diese Frage, die man sich nur wünschen kann, giebt Eduard Engel.*) „Gewiß, mit der glorreichen Vergangenheit der englischen Litteratur verglichen, wird die der Amerikaner bescheiden zurücktreten müssen; sie hat in den ersten hundert Jahren, die jetzt seit der Befestigung der politischen Selbständigkeit der Vereinigten Staaten verstrichen sind, noch kein Werk aufzuweisen, welches in der Weltlitteratur dauernd zu werden verspricht.“ (Seite 5). Damit wird es denn auch vorläufig sein Bewenden haben; zum Drama finden sich ja kaum Ansätze!

Selbst von dem originellsten amerikanischen Dichter wird folgendes gesagt: „Ob Edgar Allan Poe als ein großer Dichter besteht vor einer strengen Kritik, die ihn mit einem allgemeinen Maaßstab und nicht mit einem der amerikanischen Poesie entnommenen mißt, ist zweifelhaft; sicher ist, daß ihm an Originalität der Empfindung, an Kühnheit der Phantasie und vor allem an sprachlicher Meisterschaft kein amerikanischer Dichter nahe kommt.“ (Seite 33.) Diese Thatsache erklärt sich aber hinwiederum sehr einfach aus den ganz sonderbaren Lebens-Verhältnissen, in denen sich Poe entwickelte und in denen er sein reiferes Alter erreichte; im Gegensatz hierzu „verläuft das Leben der anderen großen Schriftsteller Amerikas sehr ebenmäßig; sie werden mit Ehren und im Wohlstande alt, spielen mit Würde die Rolle von Litteraturpatriarchen und zeigen, daß die Schriftstellerei in Amerika eine Beschäftigung ist fast so glänzend und einträglich wie etwa Petroleum-Bohren oder Eisenbahn-Bauen.“ . . . (Seite 32/33.)

Hier steht sie wieder vor uns die bekannte Erscheinung, daß nur der Kampf, man nehme irgend ein beliebiges Feld

---

*) Geschichte der Litteratur Nordamerikas von Eduard Engel. Leipzig. Wilhelm Friedrich, k. Hofbuchhandlung.

der menschlichen Thätigkeit, zu den höchsten Leistungen emporführt; wo er fehlt, tritt mit schrecklicher Konsequenz ein: Mittelmäßigkeit, Indolenz, Versumpfung — — Vernichtung!

Wollte man nun den kühnen Schluß ziehen, es sei demnach höchst angezeigt, die Verhältnisse unserer deutschen Schriftsteller und Künstler ja nicht besser zu gestalten, sondern vielmehr jährlich einige derselben verhungern zu lassen, so wäre diese Logik nicht um ein Haar besser als jene, welche den an und für sich notwendigen und nützlichen Krieg an den Haaren herbeizuziehen fordert; er kommt sicher, wenn seine Zeit da ist; auf ihn gefaßt sein, das ist alles!

Eine andere, nicht weniger sonderbare Auffassung dieser Dinge führt auch zu der romantisch-naiven Ansicht, gewisse Spuren des Krieges dürften nur deshalb nicht verwischt, sondern müßten sorgfältig erhalten werden, weil sie dem Auge des Künstlers gefallen, seiner Phantasie lebhafte Anregung gewähren; wie könnte man sich sonst die Thatsache erklären, daß sich da und dort einige Opposition gegen den Plan der Wiederherstellung des Heidelberger Schlosses regte?

Des Räuberhauptmanns Melac sinnigen Kunstbestrebungen, die er durch das in malerische Trümmer Legen so verschiedener Deutscher Bauwerke glänzend manifestierte, dürften lange genug den Wanderer durch die Pfalz zum Nachsinnen veranlaßt haben, so daß jetzt wenigstens die öden Fensterhöhlen des Otto-Heinrichbaues und die klappernden Fensterflügel des Hauptbaues einem etwas anheimelnderen Zustande getrost platz machen könnten; in den prächtigen Epheustämmen, die sich um das nun einmal unrettbar verlorene, geborstene und gebrochene Getürm und Gemäuer liebend herumschlingen und winden, mögen die Erinnerungsgeister einer schönen Vergangenheit ihr mystisches Wesen weiter treiben; würde aber die Herstellung der noch zumteil erhaltenen Flügel nicht alsbald in Angriff

genommen, so möchte wohl von der ganzen heutigen Ehrwürdigkeit in 200 Jahren sicherlich gar nichts mehr zu sehen sein; verfallene Burgen haben wir am Rhein gerade genug, so daß es nicht absolut nötig erscheint, auch am Neckar die Natur das vollends durchführen zu lassen, was menschliche Rohheit begonnen. —

2. Der Krieg und der Handel, die Industrie, das Gewerbe.

„Handel und Friede sind eng verbunden!“ Ein schönes Wort! Wenn es nur auch soviel Wahrheit enthielte als Wohlklang! Der skeptische Realist Göthe sagt genau das Gegenteil; er hält gar nicht viel von den Friedensschnurrpfeifereien der Welthandelsschwärmer:

„Man fragt ums Was und nicht ums Wie.
Ich müßte keine Schifffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.“ *)

Wenn nun auch die Piraterie von den meisten Kulturstaaten perhorresciert wird, so ist es doch noch nicht gelungen, den Handelsstaat par excellence, England, zum Aufgeben der mittelalterlichen „Rechts“-Anschauung zu bewegen, daß auch die Handelsschiffe des feindlichen Staates dem Beuterecht unbedingt unterlägen; also hat Göthe vorläufig noch vollständig recht.

Selbst die flüchtigste Betrachtung der Entwicklungs-Geschichte der großen Handelsemporien, der Handelsbündnisse, der Handelsstaaten: sie mögen Tyrus, Karthago, Venedig oder Genua sich nennen, als griechische Kolonialverbände, deutsche Handels-Genossenschaft „Hansa“ oder englisch-ostindische Kompagnie erscheinen, Spanien, Holland, oder gar England

---

*) Göthe, Faust II. 5.

heißen; ein Blick auf die historischen Thatsachen zeigt, daß der Handel den Krieg nicht nur nicht meidet, sondern sogar ohne ihn zu gar keinem Resultate von einiger Sicherheit zu gelangen vermag: the trade follows the flag!*) Es ist und bleibt ein lächerlicher Gemeinplatz, der Handel bringe den Frieden; zunächst bringt er nur Krieg; die später eintretende, relative Ruhe ist eben nicht weniger naturnotwendig, als der Kampf; dies wurde bereits oben nachgewiesen! Wenn man freilich alle Heucheleien des Egoismus für baare Münze nimmt, die Thatsachen aber als „schätzbares Material" für Romanschriftsteller erklärt, dann werden die Wölfe im Schaafspelz ewig dem treuherzigen deutschen Philistertum die frommen, kein handelspolitisches Wässerlein trübenden Lämmerlein bleiben. Wie manche Bierbank mag mitfühlend geächzt haben, als im Anfang dieses Jahres nach Veröffentlichung des Deutschen „Neu-Guinea- und Fidschi-Weißbuches" der Manchester-Guardian salbaderte: „Frieden ist wie Glückseligkeit . . . Derjenige, der darnach zu begierig ist, ist nicht immer der, dessen Wünsche erfüllt werden!" Pythia hat gesprochen; das brittische Delphi ist aber etwas dunstig; das Orakel auch: — man glaubt, ein Präludium zu einer neuen Variation über das alte Thema zu hören: „Karnickel hat angefangen!"

Wenn die Erschließung neuer sicherer Absatzgebiete für die industriellen und gewerblichen Erzeugnisse eines Landes zu gewissen Zeiten dringend notwendiges Bedürfnis werden kann, so muß dabei stets die Erinnerung daran lebendig bleiben, daß noch kein Besitz ohne Anwendung von Gewalt zu erreichen oder dauernd festzuhalten war. Die Kriegsmöglichkeit bleibt ständig im Hintergrunde dieser Unternehmungen.

*) „Der Handel folgt der Flagge" ist englischer Welthandelsgrundsatz.

Nur von den neuesten Aktionen zu sprechen, die Ereignisse in Tongking und der Krieg Frankreichs mit China sind natürliche Konsequenzen der Handelspolitik; der Krieg Englands mit der südafrikanischen Republik Transvaal hatte wesentlich handelspolitische Motive; das Bombardement von Alexandria, der große Spuck von Tel=el=Kebir=Sedan, die Vernichtungskämpfe bei El=Obeid, die Gefechte bei Suakim und die Unternehmungen auf Chartum=Moskau sind nur einzelne Züge in dem großen Spiel Englands um die absolute Sicherung des Handelsweges durch das rote Meer nach Indien; selbst die internationale Congogesellschaft, deren friedliche Entwicklung zum „Staat“ mit soviel Kautelen umgeben wurde, ist seit den ersten Bewegungen Stanleys oft genug in kriegerische Zwangslage versetzt worden; sie wich, wo immer möglich aus: „nicht mit Musketengeknatter, sondern mit der Palme des Friedens sollte Stanley seinen ehemaligen Feinden (!!) entgegentreten. Die blaue Flagge der Gesellschaft wurde zum Symbol civilisatorischer Bestrebungen.“ Ganz gut! Aber hie und da mußte die Palme doch der Muskete den Vorrang lassen: „Diese Station (Wanjanga) war der Schauplatz der bisher einzigen ernsten Differenzen, welche zwischen Stanleys Expedition und den Eingeborenen sich erhoben haben. Während ersterer abwesend war am Stanley=Pool, fingen die zahlreichen Neger des Distriktes einen Streit an mit der kleinen Besatzung der Station. Sie beklagten sich über Verwüstung ihrer Felder durch die Schweine der Station, und entführten dieselben. Sie verdeckten damit ihr eigentliches Ziel, die lange geplante allgemeine Plünderung. Die belagerte Garnison machte jedoch einen kühnen Ausfall, trieb die Schaaren der angreifenden Neger in die Flucht, und vergalt den Raub durch Niederbrennen des Dorfes. Darauf nahmen die Einwohner wie immer, wenn sie sich überlegener Gewalt

gegenüber wissen, Vernunft an und bezahlten mit einem Stück Land die ihnen auferlegte Kriegsentschädigung.*)

Man mag sich eben stellen, wie man will, aus nichts wird nichts, es kann aber auch „etwas“ unmöglich „nichts“ werden; die Divergenz der einzelnen Bestrebungen von Weltbewerb zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse kann nie verschwinden oder gar zur Konvergenz im „Handeln“ sich metamorphosieren. —

Nicht bloß indirekt durch Unterstützung des Handels werden Industrie und Gewerbe vom Kriege gefördert; alles Vernichtete muß doch wieder erzeugt werden; dabei muß manches Alte und Veraltete fallen, um dem Neuen und Geeigneteren den Platz zu räumen, der Unternehmungsgeist wird derart eminent gefördert; die gesammte industrielle, gewerbliche Leistungsfähigkeit wird dauernd erhöht, denn die einmal eingerichteten Werkstätten und Fabriken gehen nach Deckung des Kriegsbedarfes und Vervollständigung des Materials u. s. w. doch nicht so ohne weiteres wieder ein!

Die Tuchindustrie, die Lederindustrie sind in hohem Grade für den Krieg thätig; Gewehrfabriken, Pulver- und Patronenfabriken mit allem, was sie fordern, würden ohne den Krieg kaum viele Thätigkeit zu entwickeln in der Lage sein; der Eisenbahn- und Wegebau wird vom Krieg lebhaft gefördert; die Geschützgießereien und Geschoßfabriken würden mit dem letzten Schuß definitiv eingehen; die heute zu einer großartigen Entwicklung gediehene Industrie der Kriegskonserven-Fabrikation würde auf eine minime Rolle herabsinken, wenn sie kein großes Heer mehr zu versorgen hätte; die moderne deutsche Schiffbauindustrie endlich verdankt ihren Aufschwung ganz unmittelbar und fast ausschließlich der durch die Gründung der Deutschen Kriegs-Flotte entsprungenen Anregung, die Dillinger-Hütten-

*) Allg. Ztg. Nr. 315. München. 1884.

werke aber, deren Konkurrenz der englischen Industrie gegenüber sich bedeutend fühlbar macht, verdanken ihre ganze jetzige Bedeutung nur den Aufträgen der deutschen Kriegsmarine, welche auf diesem Wege die Herstellung der neuen Kompound-Panzerplatten zu einem einheimischen Industriezweig zu machen gewußt hat.

Man jammert heutzutage so bitterlich ob der Uebervölkerung, ob des Mangels an Stellen für Geistes- und Handarbeiter; bis zur Förderung des Bauens und Schaffens um jeden Preis, auch wo gar kein Bedürfnis für das zu Schaffende vorliegt, geht man: was müßte denn die Folge sein von einem plötzlichen Stillstehen so großartiger Etablissements und der Vermehrung der überschüssigen jugendlichen Arbeiter um ca. zwanzig Procent der ganzen Zahl?! . . .

Solche Erwägungen müssen den Gelehrtthuenden immer wieder gegenübergestellt werden, die mit statistischen Zahlenreihen jeden Gegner zu zerschmettern sich vermessen; als könnte nicht jeder Knabe das Riesenexempel der Multiplikation lösen, daß 430000 Mann, von denen jeder nur 3 Mark täglichen Verdienst durchschnittlich habe, pro Tag ungefähr 1,300,000 Mark zu erwerben in der vorteilhaften Lage sich befänden; auf die naheliegenden Fragen nach der wirklichen Erhöhung des Volksvermögens, nach dem Herunterdrücken der Löhne durch das erhöhte Arbeitsangebot, nach der Absatzmöglichkeit der vergrößerten Produktenmenge u. s. f. ist hier nicht weiter einzugehen; nur die der oben angeführten an innerer Schwäche sehr ähnliche Erwägung möge hier noch eine Stelle finden, daß nämlich ein allgemein durchgeführtes Sparsystem, nach welchem von 43 Millionen Deutschen jeder täglich nur um je 1 Pfennig Brod, Bieroder Schnaps, und Tabak oder Kaffee weniger als jetzt genösse, jene 1,300,000 Mark in fast ebenso sinnreicher Weise zu liefern vermöchte; das wäre also eine staatliche Sicherheit erster Qualität für 3 Pfennig à Person und Tag! — —

3. Der Krieg und die Wissenschaften.

Wenn es unzweifelhaft ist, daß der Krieg rasch eine unermeßliche Fülle von Thatsachen und Erfahrungen zutage fördert die unter andern Verhältnissen sehr langsam und ganz unvollständig in die Erscheinung getreten wären; wenn es die Aufgabe der Wissenschaft ist, die gewonnenen Erkenntnisse in Systemen zu vereinigen und das Einzelding als aus dem Ganzen notwendig hervorgehend darzustellen, sowie die gründliche Kenntnis des Ganzen durch die Feststellung der Teile überhaupt erst möglich zu machen; so kann es auch nicht zweifelhaft sein, daß jeder Krieg auf den Gebieten der verschiedensten Wissenschaften neue wertvolle Erweiterungen des Gesichtskreises oder bedeutende Vertiefungen der jeweiligen Anschauung im gefolge haben kann. „Die notwendige Ergänzung der induktiven Methode, der zweite Grundpfeiler unserer heutigen Wissenschaften, ist bekanntlich das Experiment.“*) Man wird gerne zugestehen, daß größere und ausgedehntere Experimente als im Krieg wohl nirgends gemacht werden; ist ja doch der ganze Krieg nichts anderes als ein großes politisches Experiment: „Alexanders Eroberungszüge im Orient kamen der Bereicherung der Wissenschaft zugut und befreiten und erweiterten den Gesichtskreis durch Vergleichung. Alexandrias Fleiß mehrte und sichtete das Material.“ . . . . „Die gewaltigen Bauwerke, Kriegsmaschinen und Erdarbeiten der Römer beruhten auf einer wissenschaftlichen Theorie und wurden mit exakter Anwendung derselben so schnell und leicht als möglich ausgeführt, während die vielfach noch kolossaleren Leistungen der Orientalen mehr durch großartige Verwendung

---

*) Lange. Geschichte des Materialismus. Wohlf. Ausg. Seite 88. Iserlohn. F. Baedeker.

von Zeit und Menschenkraft unter dem Druck despotischer Dynastieen zustande gekommen sind.“ *)

Es giebt gar keine menschliche Wissenschaft, die nicht vom Kriege zur Hülfeleistung herangezogen wird; gerade die Furcht vor dem Kriege ist es, die alle Völker zu einem wahren Wettrennen nach extensivster und intensivster Ausnutzung der neuen Errungenschaften auf dem Gebiete der Entdeckungen und Erfindungen unablässig anstachelt; sie ist das ureigentliche, treibende Element des nie rastenden Strebens nach verbessernden, praktisch anwendbaren Aenderungen und Ergänzungen des Vorhandenen. Diese Thatsache ist das Ergebnis der völlig zutreffenden Erwägung, daß bei annähernd gleichstarken, numerischen physischen und moralischen Kräften zweier Gegner oft scheinbar unbedeutendste, nebensächlichste Vorteile des einen über den andern zu gunsten des ersten den Ausschlag gegeben haben; wenn irgendwo, so ist mit bezug auf den Krieg das Wort berechtigt: Stillstand ist Rückschritt! — Exakt ausgedrückt müßte es allerdings heißen: Stehenbleiben ist Zurückbleiben; wer es versäumt, mit der Wissenschaft fortzuschreiten, ist schon halb verloren; so war es immer und wird es ewig bleiben! —

Gerade durch das Ausnutzen der wissenschaftlichen Resultate für die Technik des Krieges werden aber wieder jene einer unvergleichlich strengen Probe unterzogen, wie sie sonst gar nirgends statthaben könnte; und so steigert sich naturgemäß stetig die Erkenntnis der Mittel und Wege zum Ueberwinden der Elementarkräfte durch Wissenschaft und Kunst: die erste große Brücke war sicherlich eine Kriegsbrücke! Wer denkt dabei nicht unwillkürlich an Cäsars bekannte Schilderung seiner Rheinbrücke, an des Archimedes Kriegsapparate,

---

*) Lange, Geschichte des Materialismus. Wohlf. Ausg. S. 91. Baedeker. Iserlohn.

an die ganze Entwicklung der Nautik bis herauf zur Ausnützung des Dampfes in ihrem Dienste. Die ausgedehnteste Anwendung fand das elektrische Licht in der Kriegstechnik schon zu einer Zeit, da sicherlich noch kein Mensch dessen blendende Zukunft ahnen mochte; so wurde die Telegraphie gefördert wie heute die Telephonie die weitgehendste Fürsorge genießt. Steht es um die Luftschifffahrt etwa nicht genau ebenso? — Wenn es dereinst gelungen sein wird, zu einem abschließenden Resultate zu gelangen, wenn das erste lenkbare und gegen den Wind sich bewegende Luftschiff über den Wolken segelt, wird man in 8 Tagen vergessen haben, daß der höllische Krieg auch mit zu Gevatter gestanden sei bei der endlichen Erzeugung der maaßgebenden Idee! —

Der Arzt läßt jetzt nicht mehr „zur Ader;" man möchte fast zu zweifeln beginnen, ob heute nicht dieses prächtige Heilmittel noch in voller Geltung stände, wenn die Millionen Opfer des Krieges nicht gar zu schreiend bewiesen hätten, daß auch der schönste, ergiebigste Aderlaß eigentlich nicht recht viel nutze, wenn gewisse andere Bedingungen nicht erfüllt werden; daß aber in letzterem Falle der Aderlaß überflüssig sei . . . Sicherlich aber verdankt die medizinische Wissenschaft den Erfahrungen des Krieges ungemein viel, da eben in so verschiedenen Richtungen dort allein ausreichende, vergleichende Studien möglich sind. Eine bedeutende Anzahl gerade unserer berühmtesten, verdientesten Aerzte danken ihre vorzügliche praktische Durchbildung und technische Sicherheit, die sie nun zum Heile der Nation verwerten, hauptsächlich den auf den Schlachtfeldern und in den Feldlazaretten erworbenen Kenntnissen.

Wenn heute eine wissenschaftliche Unternehmung in halb- oder uncivilisierten Ländern arrangiert wird, so wird dabei einer entsprechenden Ausrüstung mit Eisen und Pulver wohl gedacht: „Wien, 17. Dez: (Eine neue Afrika-Expedition) . .

Die Reisenden (Dr. von Hardegger und Prof. von Paulitschke) sind bereits in Triest und werden über Kairo, Aden und Zeila an Ort und Stelle gehen, ausgestattet (auf Kosten des Dr. von Hardegger) mit den vorzüglichsten Instrumenten für Positionsbestimmungen, für hysometrische, meteorologische und magnetische Beobachtungen und mit einem kompletten photographischen Apparat. Daß sie bis an die Zähne bewaffnet sind, versteht sich von selbst."*) Damit kann man nur einverstanden sein; doch ist wohl die Frage gestattet, ob die Herren am Ende zum Spatzenschießen so schwere Rüstung umgethan, oder ob sie vielleicht gar auch auf „schwarze Ebenbilder Gottes" zu feuern gesonnen sind. — Wie sich die letzte Absicht mit der Idee der friedlichen Wissenschaft vertragen soll, das erkläre, wer da will! — Der Weisheit letzter Schluß ist eben hinwiederum: Krieg und Wissenschaft brauchen und fördern sich gegenseitig; der totale Widerspruch besteht nur in der Idee, nicht aber im Leben; da giebt es zwischen beiden Hemmungen, Reibungen und Störungen; das Resultat ist jedoch für beide stets Förderung!

*) Allg. Ztg. Nr. 355. München. 1884.

V.

Die Kulturnotwendigkeit des Krieges.

„Wir sahen, wie der durch natürliche Gefühle der Fremdheit, des Hasses und Abscheues geschürte und immer rege gehaltene Rassenkampf um Herrschaft jene ganze soziale Entwicklung zuwege brachte, die wiederum durch die mannigfaltigsten sozialen Gemeinschaften und Herrschaftsordnungen hindurchgehend auf den verschiedensten Punkten der Erde und in den verschiedensten Zeitaltern die großartigsten Kulturerscheinungen erzeugte."

Dr. Gumplowicz: Der Rassenkampf. S. 240.

Welch komische Blasen doch unsere Zeit an die Oberfläche der Wissenschaft steigen läßt! Heute rettet man einem dunklen Ehrenmann das, was er vielleicht nie besessen, morgen schneidet man dasselbe einer Reihe von Männern ab, deren Ruf als Ritter des Geistes ohne Furcht und Tadel man für felsenfest begründet erachtete; von Männern, deren wissenschaftliche Bedeutung stets in neuem Lichte erscheint, da sie eben noch unter uns schaffend wandeln: „Es versteht sich von selbst, daß Kultur, Litteratur und Kunst in einem Werke wie das vorliegende einen breiten Raum einnehmen müssen. Das sind ja die Dinge, die von dauerndem Einfluß geblieben sind, nachdem alle die großen Dynastien mit all den langweiligen Kriegszügen, deren sie sich prahlend rühmen, längst der Vergessenheit anheimgefallen

sind, aus der sie jetzt künstlich durch die Gelehrten und für die Gelehrten wieder erweckt werden."*)

Man traut seinem Auge kaum: eine derartige Proklamation eines neuesten Grundprinzips der Geschichtschreibung unter gleichzeitiger Verhöhnung der „Künsteleien" fast aller Historiker von Herodot, Xenophon und Thukydides, von Cäsar, Livius und Tacitus die endlose Reihe herauf bis Giesebrecht, Mommsen und Ranke! Diese Forscher haben gerade die bewegenden Elemente im Leben der Völker in ihrer unerhörten Gewalt erkannt; wenn man unverschleierten Blickes die breite Masse der Bevölkerung in ihrem Wesen und Treiben, in ihren Interessen, Sympathien und Antipathien betrachtet, muß man über derartige Kunstschwärmereien lächeln: unter 50 Millionen sind noch lange keine 5 Millionen für die Kunst im hohen Sinne empfängliche Menschen; aber leben, d. h. kämpfen, das müssen sie alle, mögen sie nun wollen oder nicht; wer nicht will, entgeht nur durch zufälliges Glück der Vernichtung.

Auch liegt einer solchen Geschichtsauffassung eine ganz eigenartige Vorstellung von Pietät zugrunde: äußerlich ist von den Spuren der Kämpfe unserer Väter freilich nichts oder doch nur wenig mehr zu sehen; aber die Erinnerung ist im Volke stets lebendig, sie pflanzt sich in veränderter Gestalt durch Jahrhunderte, in Form der Sage durch Jahrtausende fort; die Erinnerung an die vielen Tausende unserer tapferen Vorfahren, die in kühnem Mut und in hingebender Treue für die heilige Vatererde in den Tod gegangen sind und mit ihrem Blut dem Boden den kostbarsten Dünger zugeführt haben — mag man an jenen Stellen heute auch Kartoffeln, Kohlköpfe oder Runkelrüben bauen — die Erinnerung an eine einzige Heldenthat ist

---

*) Recension zu Eduard Meyers Geschichte des Altertums. Allg. Ztg. Nr. 286, Beil. München, 1884.

mehr wert für die kulturelle Hebung eines ganzen Landes, als einige Dutzend jener „Ölgötzen“, vor denen eine kleine Zahl Verzückter im Staube anbetend liegt, um später vielleicht, geflickte Halbnaturen aus eigenem und fremdem Geiste, dem Muster ähnelnde Schemen in die Welt zu setzen, statt frisch in den eigenen Busen zu greifen und ihr und ihres Volkes Wesen, so wie es ist, künstlerisch wiederzugeben. — —

„Eine Spinne ist stolz darauf, wenn sie eine Fliege erjagt hat, mancher Mensch, wenn er ein Häschen, ein anderer, wenn er in seinem Netze eine Sardelle, ein anderer, wenn er Eber oder Bären, und noch ein anderer, wenn er Sarmaten fängt. Sind aber diese, wenn man dabei die Triebfeder untersucht, nicht insgesammt Räuber?“ *) Diesen Worten des römischen kaiserlichen Philosophen folgt eine Bemerkung des Artikelverfassers Joh. Schrott, welche also eingeleitet wird: „Diese für den Krieg wenig schmeichelhafte Sentenz“ . . . . Nun, Marc Aurel war aber doch trotz seiner Philosophie auf der „wenig schmeichelhaften“ „Sarmatenjagd“! Weil er mußte?

„Mußte! Kaiser! — Kaiser mußte?
Kein Mensch muß müssen, und ein Kaiser müßte?“ **)

Der „Philosoph“ erkannte eben die „Naturnotwendigkeit“ des Krieges voll und ganz! — Ihm ist der Krieg eine Erscheinung so ganz natürlich und dann selbstverständlich unvermeidlich, wie uns die Spinne als „berechtigt“ handelnd erscheint, wenn sie sich eine Fliege beilegt; auch klingt es sehr unwahrscheinlich, daß der Vorwurf der „Räuberei“ die Jagd auf Häschen, Eber und Bären, oder die Fischerei auf Sardellen oder gar — Häringe — man bedenke!! — oder Stockfische in absehbarer Zeit in ihren „moralischen“ Grundfesten erschüttern werde.

Man muß oder darf sich also damit trösten, daß auch

---

*) „Allg. Ztg.“ Nr. 31, Beil. München, 1885.
**) Frei nach Lessing, Nathan I. 3.

die Fliegenjagd eine Räuberei, ja sogar eine Mörderei schrecklichster Art ist, da wir uns ein Vergnügen aus deren Vernichtung machen, obwohl wir von derselben keineswegs an Gut und Blut bedroht werden, sie auch nicht zu unserem eigenen Lebensunterhalt brauchen, sondern uns nur durch dieselben hier und da ein wenig in unserer Bequemlichkeit gestört fühlen. Der Vorwurf ist also gar nicht so schlimm; er zeigt aber doch zugleich, daß auch ein Marc Aurel die Kulturnotwendigkeit des Krieges nicht erkannt habe, sonst hätte er den „Sardellenvergleich" unterlassen; die Eber- und Bärenjagd aber darf man doch wohl von unserem beschränkten Menschenstandpunkt aus als eine absolute Kulturnotwendigkeit ansehen?! — Vorerst fragt es sich noch, was man eigentlich unter „Kultur" verstehen will: es ist dies ein schwebender Begriff, er steht und fällt mit einer bestimmten Zeit, einem bestimmten Volke, einem bestimmten Lande: die ganze hochgepriesene griechische Kultur zu eines Sokrates und Plato Zeiten würde selbst stark emanzipierten modernen Damen und Herren nicht gerade in sehr vielen Richtungen als sehr begehrenswert erscheinen!

Man unterscheidet meist bei jedem Volke mehrere Kulturepochen: Stammbildung, Nomadentum, Niederlassen und Bodenkultur, Viehzucht; Anbau, Pflege und Veredelung von Pflanzen; Erziehung, körperliche Ausbildung und geistige Hebung der einzelnen Individuen durch Gemeinde oder Staat. Man spricht wohl auch von einer Stein-, Eisen-, Bronzezeit u. s. w.; eine solche Einteilung kann natürlich ebenfalls nur für ein bestimmtes Volk gelten; denn im Innern von Brasilien giebt es heute noch Stämme, die das Eisen, und im Innern von Neu-Guinea solche, die das Steinwerkzeug nicht kennen. Es gilt nun, eine Untersuchung anzustellen, in welchem Verhältnis der Krieg zur Kultur steht. . . . . „Wenn uns Erwünschtes geschehen soll, wenn unsere Wünsche und Einsichten unter den Ursachen mit-

wirken sollen, welche die Schicksale der Menschheit gestalten, dann muß auch unser Denken zu einiger Kühnheit, ja selbst wohlberechneter Härte sich erheben." *)

Ohne den Krieg ist die Natur, wie sie ist, unbegreiflich und unverständlich; würde er heute sein Ende finden, so wäre jeder weitere Fortschritt der Menschheit ausgeschlossen, so gewiß, als es ganz ausschließlich der Krieg war, der uns auf die heutige Stufe der Entwickelung gehoben hat. Rein physiologisch ist der Nachweis am einfachsten und schon mehrfach geliefert: allgemein gilt der Satz, daß die ganze heutige Ordnung der Dinge im Laufe von Jahrmillionen durch Vernichtung, Verdrängung, Aussterben des weniger Geeigneten und durch das Überleben des jeweils Passendsten, Kräftigsten, den Verhältnissen Entsprechendsten, durch die natürliche Zuchtwahl im Kampf ums Dasein sich allmälig entwickelt habe; die menschlichen Vereinigungen, die Staatsgebilde und =Ordnungen, wie sie sich heute darstellen, sind sicher auf keinem wesentlich verschiedenen Wege entstanden; handgreiflicher Beweis für diese Ansicht wird durch die unaufhörlichen Kriege geliefert, welche ständig die politische Lage der Staaten und die kulturelle Physiognomie der Völker verändern, indem sie das Absterben des Ungeeigneten, Veralteten mit siegender Gewalt veranlassen: streicht man den individuellen, den politischen und den kulturellen Kampf des Bestehenden mit dem Werdenden, Kommenden, so verschwindet damit jede treibende Kraft. Da soll dann wohl die Rivalität der Geister den leeren Platz ausfüllen? Ganz abgesehen davon, daß doch auch der „Geisterkampf" stets seine Gefahren bergen muß, ist im besonderen zu bedenken, was dann die Feuerländer und Eskimos, die Idioten und die Trottel wohl beginnen

---

*) Entwicklung der Menschheit durch geistige Zuchtwahl. „Die Gesellschaft." Real. Wochenschrift. I, 5. 1885. München.

werden! .... Und was soll denn ferner mit jenen Staaten werden, denen es bis zur Elimination der kriegerischen $\sqrt{-1}$ aus der Friedensgleichung der Lebensmathematik noch nicht gelungen war, eine „menschenwürdige“ Stufe zu erklimmen; jene „Brüder“ werden dann höchst wahrscheinlich durch Dekret in die geistige Konkurrenzsphäre gebracht, in der sich die „Hochcivilisierten“ schon längere Zeit recht wohl gefallen; oder sollen die „Nichtwissenden“ und „Nichtskönnenden“ ewig in der unangenehmen Situation verweilen, in die sie durch die „friedlichen Feinde“ des Krieges gebannt sind? Über die bezüglichen An- und Absichten der guten Fridoline etwas Näheres zu erfahren, wäre köstlichster Gewinn; praktische Leute, die sie als „internationale Gesetzgeber“ sicherlich sein werden, — wie würden sie sonst so Großes zu unternehmen, ja nur auszusprechen wagen?! — als solche Realpolitiker bedeutendster Art werden sie freilich mit dem großen Plan, mit der generellsten aller Generalakte solange hinter dem Berge halten, bis der Tag der Erfüllung genaht; schade, ewig schade! — wir werden uns schon dereinst, ohne diese Wissensbereicherung gemacht zu haben, ins kühle Grab legen müssen. ....

Weil nun gegen „Ideen“ (o heiliges Wort!), zumal wenn sie mit einem Bein in der Luft, mit dem andern in der Ewigkeit stehen, so schwer anzukämpfen ist, darum wollen wir uns abermals in der Sprache der historischen Thatsachen zurecht zu finden suchen, die uns dann laut und klar genug sagen werden, daß der Krieg — und nur dieser! — die ersten Anfänge der Kultur erzeugt, daß er alle Fortschritte einleitet, wesentlich bedingt und beeinflußt, daß er den urkräftigen Samen für friedliche Entwickelung allererst streut, daß er die jungen Pflänzchen schützt, und daß er endlich die in Üppigkeit ausartende Kultur warnt und straft, die ausgeartete aber vollends vernichtet.

„Der Rassenkampf" von Dr. Gumplowicz bringt auch in dieser Hinsicht höchst wertvolle Angaben.

„Er (der Krieg) ist daher zwischen heterogenen Elementen ebenso natürlich und unvermeidlich, wie die ewige Wirksamkeit der verschiedenen Kräfte auf dem Gebiete aller anderen Naturprozesse." *)

Unmittelbar vorher findet sich ein Citat von Ranke, welcher einseitigen und engen kulturhistorischen Auffassungen gegenüber mit Recht betone (Weltgeschichte, S. VIII), daß „keineswegs allein auf Kulturbestrebungen die geschichtliche Entwickelung beruhe. Sie entspringt noch aus Impulsen von ganz anderer Art, vornehmlich dem Antagonismus der Nationen, die um den Besitz des Bodens und den Vorrang mit einander kämpfen. In diesem Kampfe, der allzeit auch die Gebiete der Kultur umfaßt, bilden sich historische Weltmächte, welche unaufhörlich um die Herrschaft mit einander ringen, wobei dann das Besondere von dem Allgemeinen umgestaltet wird, zugleich aber auch sich gegen dasselbe behauptet und reagiert. . . .

. . . . Eben in dem Kampfe der verschiedenen Völkersysteme ist die allgemeine Geschichte entsprungen, sind die Nationalitäten zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen. . . .""

Ferner wird Lasaulx angeführt, der „dem Krieg seine kulturhistorische Bedeutung läßt, indem er betont, „daß fast jeder geistige Fortschritt im Leben der Völker durch einen großen Völkerkrieg bedingt ist."

Die Definition des Kulturbegriffs ist wie folgt gegeben: „Die Gesammtheit aber all dieser im Staate und durch ihn allein ermöglicht entstehenden und geschaffenen Gebiete der Sitte,

---

*) Dr. Gumplowicz: „Der Rassenkampf." Seite 177. Innsbruck, Wagner. 1883.

des Rechts, der Volkswirtschaft, der Technik, der Kunst und Wissenschaft nennen wir Kultur."*)

So schrecklich es unseren Ohren klingt, so wahr ist es, daß keine Kultur möglich wäre, wenn nicht lange Zeiten hindurch ein großer Teil der Menschheit Sklavendienste hätte verrichten müssen. „Würden die Menschen „menschlich" fühlen, würden sie in jedem Menschen einen „Bruder" sehen, so manches große Kulturwerk würde nicht in Angriff genommen, geschweige denn ausgeführt werden können."**) Die Gesetze der Arbeitsteilung beherrschen heute wie immer die Kulturstaaten; was früher mit Gewalt erpreßt wurde, ist heute die Leistung sich selbst bestimmender, innerhalb gewisser sozialer Rahmen sich frei bewegenden Individuen. Der Kampf ums Dasein hat die Völker zusammengeschweißt, jede Kultur ist aus nahezu identischen Vorgängen herausgewachsen. „Nur auf die Thatsache müssen wir noch hindeuten, daß, während wir noch heutzutage Naturvölker finden, die offenbar unvermischt, zugleich aber im primitivsten, tierähnlichen Zustande leben: wir andererseits nirgends eine blühende Kultur konstatieren können, wo wir nicht zugleich eine vorhergegangene, starke, ethnische Amalgamierung nachweisen könnten." . . . . „Daß eine solche Amalgamierung nie freiwillig vor sich geht, sondern immer nur durch Krieg und Gewalt zuwege gebracht wird, haben wir schon oft erwähnt. Daraus folgt allerdings, daß Krieg und Gewalt ein notwendiges Moment in der Kulturentwicklung der Menschheit bilden. Diese Wahrheit gesteht Ranke mit Widerstreben zu, wie aus folgender Stelle ersichtlich: „Es könnte als ein Mißbrauch des Wortes (?) erscheinen, wenn man ein durch die mannigfaltigsten Gewaltsamkeiten zusammen-

---

*) Dr. Gumplowicz: „Der Rassenkampf." Seite 179.
**) Das. Seite 238.

gebrachtes Reich wie das Assyrische als ein wesentliches Moment in der Kultur des Menschengeschlechts betrachtet. Aber so verhält es sich doch!" (Weltgeschichte I. 120.)*)

Auf Thatsachen der älteren Geschichte zurückzugreifen, bleibt immer bis zu einem gewissen Grade mißlich insofern, als stets der Einwurf zu fürchten ist, die individuelle Auffassung der Historiker habe die Einzelerscheinungen in einen Zusammenhang und in eine Darstellung gebracht, die dem wahren Sachverhalt vielleicht nur teilweise entsprächen; auf so einfache Art kommt man also bei unseren scharf beobachtenden Gegnern keineswegs davon; da ist es nur ein Glück, wenn derartige Verhältnisse aus der Gegenwart selbst oder doch aus der nächstliegenden Vergangenheit entnommen werden können.

Fast zum Überdruß rühmt man uns heute die großartigen Resultate der civilisatorischen und kulturellen Thätigkeit in Nordamerika, speziell in den „Vereinigten Staaten"; man weist uns Zweifler stets auf die dortigen Friedenserfolge hin; wollen wir dieselben einstweilen ohne Einschränkung zugestehen, so bleibt doch stets die Frage zu beantworten, ob die Übergangsperioden aus dem rohen Natur- in den heutigen Kulturzustand auch so ganz sentimental friedlicher Art gewesen seien. Soviel weiß jeder, der auch nur Coopers „Lederstrumpf" und „Letzten Mohikaner" zum Gegenstand seines Studiums gemacht haben sollte, daß es in jenen Wäldern und Jagdgründen hier und da sehr ungemütlich hergegangen sein müsse und daß dort die Idee der neuesten „internationalen Gemütlichkeit" sicherlich nie praktiziert worden ist; ohne die kraftvollen, unablässigen und meist auch herzlich rücksichtslosen, kriegerischen Bethätigungen des weißen Mannes, dem es auf die radikale Vernichtung eines Stammes mehr oder weniger gar nicht besonders ankam, würde wohl

*) Dr. Gumplowicz: „Der Rassenkampf." Seite 285.

heute noch dort, wo nun vielleicht ein Lehrer seinen Zöglingen die Grundzüge der Mathematik beibringt, der alte Indianer dem jungen Volke den feurigsten Kriegstanz lehren.*)

Sollte es wirklich noch so treuherzige Schwärmer geben, die selbst die jämmerlichste Rothaut für so zahm halten können, einem ergebenst-freundlichen Ersuchen in dem Sinne von „ôte-toi que je m'y mette!" so ganz ohne weiteres nachzukommen und den verschiedenen, oft wohl etwas eigengearteten „Pionnieren des Menschheitsfortschritts" ihre seit Jahrhunderten beherrschten, im blutigsten Kampfe erworbenen, in unendlichen Kriegszügen gegen andrängende andere Stämme der eigenen Rasse verteidigten oder erweiterten und auf diese Weise durch uralte Tradition geheiligten Weide-, Fisch- und Jagdgründe abzutreten? . . . .

Es ist gar nicht so unwahrscheinlich, daß Longfellows „Song of Hiawatha" dereinst als schätzbares Material einer Geschichte der Kolonisation von Nordamerika zugrunde gelegt werden wird; der Titelheld ist ja eine ganz interessante Erscheinung, etwas sanguinisch-prophetisch angehaucht, seine Frau Gemahlin Minnehaha könnte sich so, wie sie ist, in der prüdesten englischen Familie ganz heimisch fühlen; ein stimmig-sinniges Paar; — ebenso rührend ist Hiawathas Zuneigung, ja Begeisterung für den von Osten her kommenden „Schwarzrockhäuptling", das „Blaßgesicht", den „Seher, mit dem Kreuz

---

*) „Wir führen keine Namen (von Litteraten) aus der Zeit der Kolonialperiode Amerikas (1620—1776) an: sie war zu einer litterarischen Thätigkeit nicht angethan; die nackte Existenz mußte erobert werden im täglichen Kampfe mit dem jungfräulichen Boden, mit dem Urwald und seinen wilden Bewohnern, den Indianern, ehe die Künste ihren Einzug halten konnten in die gesicherten Heimstätten der Ansiedler Neu-Englands." Geschichte der Litteratur Nordamerikas von E. Engel. Seite 9. Leipzig, Friedrich.

auf seiner Brust vorn"; und ganz hinreißend wird er gar, der süße, rote Mann, wenn er ausruft:

„„Beautiful is the sun, O strangers,
When you come so far to see us!
All our town in peace awaits you,
All our doors stand open for you;
You shall enter all our wigwams,
For the heart's right hand we give you.
„Never bloomed the earth so gayly
Never shone the sun so brightly." . . . .
. . . . „Never before had our tobacco
Such a sweet an pleasant flavour
Never the broad leaves of our corn fields
Were so beautiful to look on,
As they seem to us this morning.
When you come so far to see us!""*)

Wer wird es dem Künstler verargen, wenn er der Ab=

---

*) The works of Henry W. Longfellow. Vol. V. The song of Hiawatha. XXII. S. 192. Leipzig, Dürr. 1856.

„„Schön, ihr Fremden, ist die Sonne,
Da so weit ihr zu uns herkommt!
Harrt auf euch die Stadt in Frieden,
Alle Thüren stehn euch offen,
Tretet ein in alle Wigwams;
Unsres Herzens Rechte grüßt euch!
„Blühte nie so froh die Erde,
Nimmer schien so hell die Sonne." . . . .
. . . . „Nie noch duftete so lieblich
Der Tabak in unsern Pfeifen,
Waren nie so schön zu sehen
Unsrer Maisflur breite Blätter,
Als sie scheinen diesen Morgen,
Da so weit ihr zu uns herkommt!""

Der Sang von Hiawatha. Übers. v. F. Freiligrath. XXII. 390 Stuttgart und Augsburg, Cotta. 1857.

wechslung halber einmal, um dem „Ewigen“ näher zu kommen, einige Gesänge hindurch auf Stelzen geht —

„Setz Dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz Deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer was Du bist.“*)

Ganz anders aber sieht sich die Sache an, wenn man sie auf die möglichen Folgen prüft, die ein Einschmuggeln poetischer Erzeugnisse in die Kategorie der realen Thatsachen nach sich zu ziehen vermag; Verbildung und Verwirrung ist dann unausbleiblich; für den speziellen Fall genügt ein Hinweis auf das, was wir zum Teil noch persönlich erlebten, oder was uns doch lebende Augenzeugen berichten;**) es hat sich vielleicht kein Völkervernichtungsprozeß rascher und radikaler abgespielt, als der, an dessen Abschluß wir heute stehen: der Indianer wird heute in Nordamerika genau aus denselben Gründen „geschont“, wie der Steinbock und das Elen in einigen Gegenden Mitteleuropas; er ist eine naturwissenschaftlich-anthropologische Rarität geworden, unschädlich ist er nun auch, also . . . .

Mit dem sich und anderen etwas Schönes und Gutes

---

*) Goethe. Faust, I.

**) „Trotz der Künstelei der Dichtung, trotz der Monotonie des Versmaßes (ein vierfüßiger Trochäus ohne Reim), trotz der zur Parodie herausfordernden Stelzbeinigkeit der Sprache ist „Hiawatha“ eine Schöpfung eigenen Reizes. Was kümmert's uns, daß die Schilderungen des Indianerlebens darin so wenig der Wahrheit entsprechen, wie die in Coopers „Lederstrumpfromanen“, — in wenigen Jahrzehnten wird ja ohnehin der Indianer eine amerikanische Mythe sein, und dann wird sich die lesende Welt ihr Bild der „untergegangenen“ (soll wohl „vernichteten“ heißen?!) Völker Nordamerikas einzig nach Longfellows und Coopers poetischen Schönfärbereien gestalten. Die Dichtung ist mächtiger als alle historische und archäologische Forschung.“ (!!) Eduard Engel: „Geschichte der Litteratur Nordamerikas.“ Seite 19. Leipzig, Friedrich.

Weißmachen sind noch wenige praktische Erfolge erzielt worden: blicken wir den Thatsachen ins Gesicht, dann werden sie uns nicht erschrecken! —

Was allein die Drohung mit der Gewalt zu bewirken vermag, läßt sich täglich und stündlich in neuen Vorkommnissen des Menschen- und Völkerlebens erkennen; für die kulturelle Unentbehrlichkeit der Kriegsdrohung und deren einzige Wirksamkeit spricht folgende Episode aus der neuesten Geschichte: . . . . „Dadurch hatte Seyid-Bargasch sich offen zum Vorkämpfer und Beschützer der Sklaverei und des Sklavenhandels aufgeworfen, der Civilisation Hohn gesprochen und sowohl England als den andern europäischen Mächten den Fehdehandschuh hingeworfen. Da nun der erwähnte Vertrag von Sansibar vielfach verletzt worden war, erklärte Sir Bartle Frere, daß derselbe für erloschen zu betrachten sei und der Sklavenhandel von einem näher zu bestimmenden Tage an ein für allemal aufhören solle. Als der Sultan noch immer nicht nachgeben wollte, stellte Sir Bartle Frere ein Geschwader in Aussicht, welches alle weiteren Bedenken mit — Kanonen hinwegfegen werde. Das wirkte. Der Vertrag kam zustande." . . . .*)

Wie wäre es denn auch sonst möglich gewesen, die Wünsche dieses freien Herrschers dem Willen der Kulturmacht unterzuordnen? In praktischer Hinsicht ist man sich über die einzig möglichen Kulturmittel längst vollkommen klar geworden; nur salbadernde Doktrinäre schleppen noch immer die gichtbrüchige Idee von der sittlichen Kraft der allgemeinen Weltbruderschaft mit sich herum; leider kann die böse Welt zum Versuch nicht bewogen werden. — Ein kluger Praktiker erzählt: „In Abessinien ist das Volk durch und durch verkommen und verwahrlost, jedem Fortschritt abgeneigt und in ewigen Kriegen und

*) „Allg. Ztg." Nr. 19. München, 1885.

Aufständen begriffen, und die beiden Herrscher Johannes und Menilek haben daran bis jetzt nichts ändern können. Die von Assab nach dem Innern wohnenden Danakil und Adal sind neben den Somalis die grausamsten, treulosesten und tückischsten Barbaren, die Afrika bewohnen, und wären nur durch eine sehr empfindliche Züchtigung, die der halben Ausrottung gleichkäme zu bändigen." . . . .*)

Aber der kulturelle Einfluß des Krieges äußert sich nicht bloß als das zum Bilden von rechtlichen und sittlichen Gemeinschaften treibende Element, nicht nur diese zwar wichtigste, aber auch primitivste Arbeit ist ihm übertragen: auf die ganze Entwicklung des geistigen und sittlichen Lebens der Völker wirkt er in den verschiedensten Phasen ganz unvergleichlich nachhaltig und wirksam ein. Heldensagen und Märchen verschwinden aus der Erinnerung des Volkes, wenn der nationale Krieg nicht alles gewaltsam aufrüttelt: „Das Volk besinnt sich dann auf sich selbst" — das Wort ist sehr treffend: denn der in allen Ecken der Welt nach Brüdern suchende Kosmopolit ist nichts als ein seine Nation und sich selbst vergessender Träumer; da hilft nur ein kräftiger Stoß! — „Damals" (in den dreißiger Jahren) „existierten noch keine Kompositionen für die Cither. Seit den Befreiungskriegen hatte die Guitarre mit einer uns kaum mehr erinnerlichen Omnipotenz geherrscht; für sie wurde geschrieben, gesetzt und gedruckt. An die Cither dachte früher niemand — ebenso wenig wie an das Aufzeichnen von Volksliedern und Melodien, oder an das Sammeln der echten Volksmärchen und Sagen. Erst mit dem stetigen Erwachsen und Erstarken des Volksbewußtseins war dergleichen möglich geworden und in weitere Erinnerung geraten" . . .**)

---

*) Allg. Ztg. Nr. 43, Beil. München, 1885.

**) „Allg. Ztg." Nr. 60. München, 1885.

Auch die Sprache, das ureigenste Eigentum einer Nation, dankt ihre Erhaltung und Verbreitung wesentlich dem Kriege: man weist uns auf Rom und Griechenland hin! Selbst wenn das Scheinleben einer toten Sprache als Leben gelten sollte, so würde doch nichts anderes als unser Beweis geführt; die lateinische und griechische Sprache verdanken Entwickluung, Verbreitung und Glanz nur der politischen Macht der sie einst sprechenden Völker; diese aber folgt nur aus kriegerischen Siegeserfolgen, mögen sie nun Perser- oder punischen Kriegen entsprießen, — und so verdanken umgekehrt die Tausende verschwundener Idiome ihren Untergang nur der politischen Inferiorität ihrer Träger; übrigens muß man wohl oder übel das Wiederaufleben des Hellenischen im neuen Griechenland den Kriegserfolgen gutschreiben; zwischen Navarin und Plewna sind ja nur 50 Jahre, und die geschichtlichen Thatsachen liegen für aller Augen offen und klar zutage: wirken dieselben doch immer weiter nach! — — Selbst die heute noch stark verbreitete Kenntnis des Lateinischen, speziell begünstigt durch den Ritus der katholischen Kirche, ist eine direkte Folge der Kriege, in denen die „friedliche Kirche" ihre Gegner besiegte; dort, wo man den entschieden eine politische Größe gewordenen Katholizismus mit der Dependenz von Rom auf diplomatischem oder etwas unsanfterem Wege verschwinden machte, sah man stets gleichzeitig den Latinismus seinem Ende entgegenstürzen. —

Ganz anderer Ansicht sind freilich so manche Idealisten, welche den Gang der Welt und die Harmonie ihrer Teile den natürlichen Gesetzen teilweise entziehen und dafür die Macht des „Genies" interpolieren wollen; allerdings giebt es auch einige Philosophen, die der Macht solcher außerordentlicher Einzelerscheinnungen zu geringen Einfluß zuschreiben: doch sind ihrer verhältnißmäßig wenige, und sie treffen weit näher an das Ziel als die anderen, da man unzweifelhaft mit mehr Recht

und mit weniger Nachteil für die Richtigkeit des rechnerischen Produktes einen recht kleinen als einen erdrückend großen Faktor unberücksichtigt lassen darf. —

„Eine panslavische Litteratursprache zu machen, das liegt außer dem Bereich willkürlichen Vermögens; aber die Russen, Polen, Tschechen, Serben erheben wohl den Anspruch, daß ihre Sprache allgemein gelernt werde, allein die Stammesgenossen sind dazu nicht willig" (und sind sie nicht willig, so braucht man . . . Gewalt"), jeder verlangt die Ehre für sich. Schon 1826 schrieb Schafarik: „Welche von den Dialekten und Alphabeten die gesammt-slavischen sein werden, das wird nicht die Feder, sondern das Schwert entscheiden, Ströme voll Blut werden die Züge der Buchstaben graben und dort, wo ihrer am meisten fließen werden, wird das gesammtslavische Alphabet entstehen." Vielleicht auch nicht. Ein Gesammtslavisch ist so wenig eine Notwendigkeit wie ein Gesammt-Romanisch oder -Germanisch gegenüber dem Französischen, Italienischen, Spanischen, Rumänischen, oder dem Englischen, Skandinavischen, Deutschen. Die Dante, Cervantes, Voltaire, Shakspeare und Goethe gaben ihrer Mundart Weltgültigkeit, und ihr originaler Genius ist der Sprecher ihrer besonderen Nationalität."*)

Da haben wir's nun:

„Der Philosoph, der tritt herein,
Und beweist Euch, es müßt' so sein" . . .**)

„Es ist keine Notwendigkeit!" — Und doch zeigt jedes Blatt der Geschichte die Naturnotwendigkeit im Untergehen der mangelhafteren Sprache im Ringen um die Existenz mit der an sich mächtigeren, durchgebildeteren oder der dem domi-

---

*) Moriz Carriere, Panslavismus und slavische Litteratur. Allg. Ztg. Nr. 293, Beil. München 1884.

**) Goethe, Faust I. Schülerscene.

nierenden Stamme angehörigen. Ganz frappant ist auch die Parallelisierung z. B. der englischen Sprache mit einem der zahlreichen slavischen Idiome. Die Amalgamierung des Deutschen mit dem Englischen erscheint aber selbst nach der hier beliebten Theorie viel weniger notwendig, da sie ja bereits durch Göthe und Shakspeare „Weltgültigkeit" erlangt haben, welcher Vorzug den kleinen slavischen Idiomen doch wohl mangeln dürfte . . . .

Und nun gar die Weltgültigkeit selbst! Das soll doch wohl nichts anderes heißen als „National-Gültigkeit"? Jener Begriff ist in obigem Zusammenhang ja ganz unfaßbar! Spricht denn die „Welt" jetzt Goethesches Deutsch? Würde derjenige, welcher aus wissenschaftlichen oder merkantilen Gründen italienisch braucht, diese Sprache nicht treiben, wenn ein Dante nie geboren worden wäre? — Nicht weiter! —

Wollen wir eine andere Stimme hören:

Der 80jährige Senator und Professor Terenzio Mamiani spricht an die aus der Wettprüfung als Sieger hervorgegangenen Abiturienten (anfangs Oktober 1883) unter anderm folgendes:

„Als ich, teuerste Jünglinge, zum Exil verurteilt, lange Jahre jenseits der Alpen lebte, habe ich auch die furchtbare Wahrheit erfahren, daß das Ansehen und das Schicksal der Sprachen nicht so sehr von ihrem inneren Werte, wie von der Größe, Macht und Autorität der Nationen, welche sie sprechen, abhängen, und daß sie weder so trefflich noch so weit auf den Flügeln der Gunst und des Genius, wie auf denen des Sieges fliegen, wie denn z. B. heute die deutsche Sprache ihre Ausbreitung und Einbürgerung viel weniger dem Ruhme Goethes und Schillers als dem Schwerte Wilhelms und seines triumphierenden Heeres verdankt. Lernet also, teuerste

Jünglinge, vor allem redliche, starke, hochherzige Bürger eines Vaterlandes zu werden, dessen Namen und Geschichte mit der Geschichte der menschlichen Civilisation selber zusammenfällt." Dem ist die korrespondentielle Bemerkung beigesetzt: „Man darf es als etwas Außerordentliches bezeichnen, daß der achtzigjährige Gelehrte einen Apostel der Sprache und Kultur im Schwerte erkennt."*) Demnach fehlt diese Erkenntnis den meisten „Gelehrten"? — Warum dann „Gelehrte"? Wo bleibt dann die hohe Wissenschaft, die doch zunächst nichts sein und lehren kann, als Erkenntnis des Zusammenhanges von Thatsachen untereinander und mit einem Ganzen? Dadurch wird die Erscheinung auch erklärlicher, daß an so wenigen Mittelschulen der Geschichtsunterricht sich über die Stufe eines Auswendiglernens von Jahreszahlen der Kriege, Schlachten, Friedensschlüsse, Traktate, Kongresse, der Geburt, des Regierungsantrittes und des Todes regierender Fürsten, einiger Revolutionen, Erfindungen und Entdeckungen erhebt; die laute Sprache der Thatsachen würde eben die pipsenden Stimmchen der kulturidealen Wimmerer so gewaltig übertönen, daß die ganze kunstvolle Konstruktion einer Philosophie der Geschichte nach objektiven Zweckmäßigkeits- oder Schönheitsgesetzen von niemand mehr „verstanden" würde. — —

Wie es sich nun mit der Sprache verhält, genau so gestaltet sich die Lage der Dinge bezüglich des allgemeinen Ansehens, der allgemeinen Autorität und der Größe der äußeren kulturellen Machtsphäre überhaupt; ein unscheinbarer Staat wird nie, und erfreute er sich einer uns idealisch erscheinenden Kulturhöhe, einen auch nur annähernd so mächtigen Faktor in der Verbreitung der Civilisation bilden können, als ein kulturell auf viel niederer Stufe stehendes, an politischer Macht-

---

*) Allg. Ztg. Nr. 283. München 1883.

fülle aber bedeutend höheres Reich. — Was galt Deutschland vor 1870 und was gilt es jetzt, was vermag es infolge dessen heute in civilisatorischer Beziehung mehr zu leisten! — Man vergleiche Schweiz und Rußland! „Der Name Deutschlands ist wohl noch neu im fernen Oriente, doch der Ruf seiner Siege über das schon längst und vorteilhaft gekannte Frankreich hat überall im Osten Wunder gewirkt.“ . . . .*)

Gegen diese positiven Thatsachen läßt sich nun natürlich nichts einwenden; aber der eine Ausweg steht noch offen; man gesteht es dem Kriege rein formal zu, daß er, vielleicht mehr zufällig, recht häufig in Perioden gefallen sei, in denen sich gerade ein großer geistiger oder moralischer Umschwung vorbereitete, so daß er wohl scheinbar die Veranlassung der Krisen bildete, daß aber das Material schon seit langem aufgestapelt gelegen sei.

Wenn es nun schon recht sonderbar erscheint, daß der gute „Zufall“ immer alles so glücklich für den Krieg gefügt habe, wie uns die Geschichte erzählt — und wie wir selbst beobachten können, so ist es doch vielleicht angezeigt, zu allem Ueberfluß auch den Weg des indirekten Beweises einzuschlagen, der in der Feststellung der Thatsache gipfelt, daß alle Völker, bevor sie durch die Schule der Kriege gegangen, überhaupt keine Kultur höherer Art besaßen, und daß jene, welche gar keiner Kriegsdrohung mehr ausgesetzt waren, nicht nur politisch kraftlos wurden, sondern auch in ihren einzelnen individuellen Gliedern geistig und sogar körperlich degenerierten. Völker, deren Entwicklungsgeschichte keine Kriege aufweist, giebt es heute gar nicht mehr; je weniger und kürzer jene waren, die sie durchkämpfen mußten, desto niedriger ist deren heutige

---

*) Die Deutsche Gesandtschaft in Persien. Allg. Ztg. Nr. 287. München. 1884.

Kulturstufe; so erfreuen sich Eskimos und Feuerländer einer eminent beschaulichen „Ruhe“: ihre Entwicklung ist dem ganz entsprechend eine sehr geringe, kaum nennenswerte. Da sehe man aber ins Meraner Thal, „giebt es doch keinen Weinstock hier, der nicht durch Zumauern hätte geschützt werden müssen, kein Bächlein, daß nicht durch riesige Dämme erst zum Segenspender statt Verderber umgeschaffen worden wäre. Ohne sein ungeheures Bewässerungssystem wäre dieses Thal eine von Wildwassern zerrissene, mit Felsblöcken übersäte Kieswüste, wie so viele andere; nur die entschlossenste Thatkraft und Arbeit vermochte es in solches Eden zu verwandeln, nur die unaufhörlichste Wachsamkeit kann es als solches erhalten. Darum hat denn auch dieser *beständige Kampf* mit der Natur wie mit den von Süden *heraufdrängenden* Welschen hier ein *Bauerngeschlecht herangezogen*, so voll *Thatkraft und männlicher Schönheit*, wie es in deutschen Landen kaum mehr seinesgleichen findet und wie es nur Meister Defregger, der ihm selber angehört, vollkommen würdig zu schildern versteht.“ . . . .*)

Aehnlich wie mit der ausschließend friedlichen Kulturarbeit steht es um das „Hinaustragen der Kultur“ auf friedlichem Wege in halb- oder ganz civilisierte Völker: die Pioniere werden stets nach kurzer Zeit aufgesogen sein, außer wenn sie in größeren, organisierten Körpern vereinigt bleiben; eine glänzende Illustration hierzu bilden die Verhältnisse der Deutschen in den „Vereinigten Staaten“: wäre auch nur der 10. Teil unserer Auswanderer organisiert und gewaltsam aufgetreten, der deutsche Einfluß wäre wenn nicht entscheidend, so doch ungleich mächtiger wie heute. — Die Kolonisations-

---

*) Fr. Pecht. Herbsttage in Meran. Allg. Ztg. Nr. 276. Beil. München. 1884.

thätigkeit der Deutschen im 14. und 15. Jahrhundert lehrt in ihren Erfolgen ein Gleiches: „Parallel mit dieser überwiegend, kriegerischen Germanisation des Nordostens läuft eine andere weit friedlichere, aber eben deßhalb, wie wir sogleich bemerken wollen, meist weniger dauerhafte.“ . . .*) Wie traurig sind die Resultate der deutschen „friedlichen“ Bemühungen in Böhmen, Mähren, Ungarn und Polen heute anzusehen, nachdem dort das Germanentum schon vor über 7 Jahrhunderten festen Fuß gefaßt hat; zumal wenn man dagegen die Erfolge hält,*) welche der „Deutsche Orden“ mit seiner gewaltsamen Unterwerfung Preußens erzielte, in Kämpfen, die mit „rücksichtsloser Grausamkeit unter Benutzung aller Hülfsmittel geführt wurden!“ —

Wie nun keine Kultur festen Halt zu haben scheint, die nicht der Gewalt entsproß, so scheint sich auch keine Kultur auf ihrer Höhe erhalten zu können, wenn die gewaltsamen Triebfedern des Krieges und der Kriegsgefahr mangeln: wer denkt nicht sofort an China, Indien, die Türkei? — Es scheint verwegen, hier noch einen Staat zu nennen, der angeblich in der herrlichsten Jugendblüte steht; mag sein; doch dürfte er unter Beibehalt der jetzigen Verhältnisse direkt in's Greisenalter eintreten; über die Einfahrt nach New-York schreibt Emil Deckert wie folgt: „Nur die wilde, rücksichtslose (!!) Konkurrenz der verschiedenen Rheder und Kauffahrer und der verschiedenen Schiffahrts- und Eisenbahngesellschaften, die sich hier an dem Wasser eine Stätte bereitet haben, spiegelt sich in dem Bilde ab, nicht aber das große Walten eines edlen Gemeingeistes, der das Ganze beseelt. Angesichts des unschönen Bildes, dem alle großen Züge fehlen, — nur die Wasserfläche und der Verkehr auf ihr besitzt solche Züge — würden wir

*) Dr. Simonsfeld. Allg. Ztg. Nr. 51. Beil. München 1885

es wohl begreiflich finden, wenn uns jemand das malitiöse heinesche Wort von dem großen Freiheitsstalle zuriefe. Mindestens können wir uns nicht enthalten, den Virgilischen Ausspruch von der „rudis indigestaque moles“ vor uns hinzumurmeln. Wie viel bedeutender erscheinen da doch unser Hamburg, unser Bremen, unser Köln, unser Dresden, sobald man sich ihm von der Wasserseite nähert!“*)

Darwin, dieser tiefgründliche Forscher und weitschauende Philosoph, und sicherlich kein Freund des Krieges, — müßte er doch nicht die Theorie vom Kampf um's Dasein in ihrem Verhältnis zur natürlichen Zuchtwahl genau festgestellt haben, und kein Engländer sein, die den Krieg beharrlichst theoretisch verdammen und verbannen, dabei aber auch recht sorgsam in stetem Leben und frischer Thätigkeit erhalten,**) — sagt: „Nach dem, was wir z. B. in Teilen von Südamerika sehen, scheint es, als würde ein Volk, welches wohl civilisiert genannt werden kann, wie die spanischen Kolonisten, leicht indolent und schreite rückwärts, wenn die Lebensbedingungen zu günstig und leicht sind.***)

Die historischen Belege für den indirekten Beweis der Kulturnotwendigkeit des Krieges ließen sich leicht noch vermehren, bezw. die vorgeführten noch eingehender behandeln, um den Nachweis noch zu verstärken: doch wozu hier weitere Zeit und Mühe vergeuden? — — Laurence Sterne hat in

---

*) Allg. Ztg. Nro. 50. Beil.: München. 1885.

**) Zu der Zeit, als diese Worte geschrieben wurden, hatte Gladstone eben erst den nun für ihn so verhängnisvoll gewordenen Elf-Millionen-Kredit gefordert, Lord Dufferin die Wachparade von Rawul Pindi mit dem Säbel rasseln lassen, aber General Komarow weder an einen goldenen Ehrendegen, noch Sir Lumsden an eine Rücksendung nach London gedacht.

***) Darwin, Abstammung des Menschen. 5. —

seinem famosen Tristram Shandy die Lächerlichkeit der „hobby horses“ spaßhaft genug durchzuhecheln verstanden; man hat viel über die witzigen Einfälle gelacht, sich vielleicht auch bitter geärgert, — das Steckenpferd wurde deshalb nicht eine Stunde lang in die Ecke gestellt; heute noch reitet man lustig weiter. — Auch unseren Deutschen Friedensphilistern mag man sagen, was man will; was kümmern diese die lächelnden Mienen der auf der breiten Straße des praktischen Lebens und seiner Forderungen dahin Eilenden, welche sich nicht enthalten können, im Vorübergehen einen Blick auf die komische Gruppe weit seitwärts der Straße zu werfen, die auf der dürren, theoretisch-grauen Steppe der „Völkermoral“ mit ihren hölzernen Rossen des „Ewigen Friedens“ das neue Karroussel des „Völkergerichtshofes“ mit vielem Ernste reiten! . . Hoch flattert das kühn geschwungene Banner des „Friedenvereins“: der „Gedanke ist kindisch, aber göttlich schön!“ — — —

Übrigens hat die fadenscheinige internationale Friedensidee nicht einmal Anspruch auf das Epitheton „schön“: denn dieses Gezimper verdirbt uns nur die urkräftige, einzig-innige Freude an unserm gegenwärtigen Deutschen Vaterland; das wäre aber um so abscheulicher, als ohne diese Grundlage überhaupt jedes Streben und Vorwärtsschreiten innerlich unmöglich werden müßte! — —

VI.

Die moralische Notwendigkeit des Krieges.

In dieser Schule nun der Ehre lern' ich
An meinen Feinden Siegerruhm erwerben
Oder im guten Kampfe rühmlich sterben.
Shakespeare. König Eduard III. I. 1.

„Die höchste Ehre ist: die Pflicht zu thun."
F. Dahn. Skaldenkunst.

„ . . . . Wer so hoch gestiegen
Kann nur durch Thatkraft ohne Rücksicht siegen."
Shakespeare. König Lear.

Im Vorhergehenden schon wurde eingehend die Frage erörtert, ob man den Krieg vom Standpunkt der Moral aus billigen oder verwerfen müsse; es hat sich dabei zur Evidenz herausgestellt, daß der Kampf im Leben der Völker ganz unabhängig von deren Willen erscheint, er ist ein so naturnotwendiges Element, ganz unzertrennlich mit dem vergänglichen Wesen aller Dinge verwachsen, daß gar nichts anderes damit verglichen werden kann. Wir haben ihn als einen Kulturfaktor eigenster und gewaltigster Art kennen und achten gelernt, mag er immerhin den gerade von ihm Betroffenen gräßlich und verabscheuenswert erscheinen; mag er dem einzelnen Menschen wie den Staaten schauerliche Opfer auferlegt, in unzähligen Fällen die Existenz gekostet haben: die Natur ist eben nicht die milde und gütige, als welche man sie hinzustellen sich das Vergnügen und anderen den Spaß macht; sie ist eine Verschwenderin ihrer eigensten Güter, sie streut Millionen von Samenteilen, nur wenige läßt sie aufgehen, um das Erzeugte

schließlich doch wieder zu morden, — ihre eigenen Kinder wieder hinzuraffen. So ist es denn unzweifelhaft eine großartige Erscheinung um die ganz einzige Errungenschaft des menschlichen Geistes, im Interesse der partiellen Negation des ewigen Kampfes eine ungeheure Anzahl von Individuen zum Verzicht auf die Verwendung bestimmter Kräfte und Mittel im Wettbewerb um die notwendigen Lebensbedürfnisse gezwungen, und die Summe dieser negierten Individualwillensteile in Form einer hohen repräsentativen Autorität derart vereint zu haben, daß Verstöße gegen die den Staatswillen zum Ausdruck bringenden, gesetzlichen Vorschriften im allgemeinen selten sind, bezw. daß der Frevler leicht von der exekutiven Gewalt zur Verantwortung und Sühne herangezogen werden kann. Es wurde bereits nachgewiesen, daß es so gewaltigen staatlichen Körpern absolut unmöglich ist, für ewige Zeiten Kollisionen mit den Interessensphären anderer gleichartiger Gebilde zu vermeiden; es mögen alle Mittel des menschlichen Geistes und Witzes, des Scharfsinns und der fein abwägenden Klugheit, der sorgsamsten Vorsicht wie der kühnsten Entschlossenheit im Sinne der Vermeidung von Reibungen aufgeboten werden; eine absolute Sicherheit gegen das Aufeinanderprallen der riesigen Interessen im Verfolg ihrer Lebensbahnen ist nie und nimmer zu finden; denn der so viel besungene, von Dichtern und — Anderen bis in den Himmel verherrlichte, friedliche Wettkampf auf dem Gebiet der Künste und Wissenschaften, des Handels und des Gewerbfleißes, dieser geistige Wettstreit, der nicht zu scheiden ist von einem unablässigen Rivalisieren um das höchste nationale Ansehen, um den politischen Einfluß bis hinauf zur Hegemonie ist weit entfernt die Nationen einander näher zu bringen; jeder Wettbewerb setzt ein zu erstrebendes gleiches Objekt voraus: ob das nun eine am Ende der Rennbahn zur Belohnung des besten Läufers unter den Jungen aufgesteckte

große Wurst ist, oder ob die Idee der Hegemonie auf dem Gebiet der schönen Künste die geistige Thätigkeit der Nationen intensiv und extensiv zu der höchsten Entfaltung aller Kräfte anspornt, der Nicht-Sieger wird dem glücklichen Helden nur mit dem innigen Wunsch den Rücken wenden, es möge ihm früher oder später etwas Menschliches passieren — und was das Allerschlimmste bleibt: gerade der wird am meisten erbost sein und am tiefsten von der Idee der Fortsetzung des Kampfes durchdrungen, der dem eigentlichen Sieger nur um Haaresbreite vielleicht nachgestanden war! . . . . .

Nicht nur denkbar ist es freilich, sondern die Möglichkeit ist durch Thatsachen erwiesen, daß eine offen ehrliche und versöhnliche Politik, die sich durch Kraft und Milde, durch Entschlossenheit und Mäßigung auszeichnet, die sich stets der zu erstrebenden Ziele voll bewußt ist, deren Erwägungen für das Durchführen des Unternommenen so umfassend, als klar und bestimmt sind, und der die Verwertung des Erfolgs durch die Voraussicht des notwendig oder wahrscheinlich Kommenden im Wesentlichen schon gesichert ist, auf viele Jahre hinaus ihrer ursprünglichen und natürlichen Aufgabe zu genügen vermöge, vom Kriege nur als ihrem „letzten“ Mittel (im Sinne von last! but not least!) Gebrauch zu machen, — wenn sie von dem innigen Streben durchglüht ist, den Staat den Gefahren eines Krieges möglichst zu entrücken; wenn sie daher nicht versäumt, Freunde zu gewinnen und für alle Fälle sich zu sichern, Feinde zu versöhnen und eventuell zu isolieren, und schließlich und ganz besonders, wenn sie nie auf die Dankbarkeit anderer Völker rechnet*), sondern es versteht, ihr Hauptinstrument in

*) „Wer mag auf Nationen trauen!
Man habe noch so viel für sie gethan“ . . sagt der „General“ in der Walpurgisnacht, Goethe's Faust I.

stets brauchbarem Zustand zu erhalten, dadurch daß sie der geschicktesten Organisation gediegensten Schulung, und besten Bewaffnung aller Wehrfähigen, mit einem Wort, dem Heere, stete Sorgfalt und größte Aufmerksamkeit zuwendet.

Man kann unbesorgt zugestehen, daß es ein wahres Glück sei, wenn die ewigen Kämpfe um einige erbärmliche Länderfetzen, um andere materielle Vorteile, deren Wert in gar keinem Verhältnis steht zu dem unsäglichen Elend, das der Krieg stets in sich schließt, oder um Interessen, deren Befriedigung kein absolutes Gebot der staatlichen Selbsterhaltung sein kann, endlich einmal anfangen seltener zu werden; denn solche Kriege können, ja müssen fast auf alle rechtlichen und sittlichen Anschauungen des Volkes zersetzend wirken.

Am 26. Februar 1885 war es, da der Bewohner der deutschen Reichshauptstadt mit Erichtho sagen konnte: „Hier aber ward ein großes Beispiel durchgekämpft!"*) Aber nicht ein mörderischer Kampf der Völker fand seinen Abschluß, sondern ein in des machtvollen Deutschlands Namen inaugurierter monumentaler Friedensakt.

Die sogenannte internationale „Kongo-Konferenz", die Ende 84 und Anfangs 85 in Berlin tagte, darf sich des hohen und höchsten Verdienstes rühmen, Kämpfe um einige Zipfel jener großen Landfläche so unwahrscheinlich als möglich gemacht oder doch das Unvermeidliche in die denkbar weiteste Ferne gerückt zu haben; dem größten deutschen Staatsmanne aller Jahrhunderte wird diese gewaltigste und einflußreichste aller seiner internationalen Friedensbemühungen mit goldenen Lettern in sein einzig an Erhabenheit dastehendes Ehrenbuch eingetragen werden; bis zu diesem Punkte geht auch der grimmigste Soldat gern; stets wird das Wort in gutem Angedenken bleiben:

---

*) Goethe. Faust II. 2.

„nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers um Aegypten!“ —

Aber ein Anderes ist es um das materielle Gewinn-, um das Profitmachen, um die Civilisierung und Systematisierung der Räuberei und Plünderei einerseits, und um die Verteidigung moralischer, unverlierbarer Güter, um die Hingabe des ganzen Staates für Ehre und Freiheit anderseits!

Daß eine Negation der freien Selbstbestimmung nur im Innern eines durch Gesetz und Recht und Sitte verbundenen Staatswesens und zum Teil nach Außen teilweise und zeitlich durch Verträge, Abmachungen u. s. w. denkbar ist, darüber kann gar kein Zweifel bestehen: die Forderung der unbedingten Wahrung dieser Freiheit der Staats-Individualität ist selbstverständlich, ja naturnotwendig, weil Einschränkung oder Aufhebung der freien staatlichen Selbstbestimmung durch äußere Gewaltmittel, nicht durch freien, eventuell auch lösbaren Vertrag gleichbedeutend ist mit Negation des Staates selbst.

Ganz anders und viel verwickelter liegen die Dinge hinsichtlich der sittlichen Idee: der Ehre.

Die Idee der persönlichen Ehre ist die Blüte am Stamme der menschlichen Gesellschaft, das ureigentliche Erzeugnis jeder Socialität, welches ohne gemeinsames Leben und Streben, ohne übereinstimmende Erziehung, ohne gleiche Gewohnheiten im Verkehr, in Sitten, Gebräuchen und Umgangsformen, ohne gleichen Rechts- und gleichen Pflichtsbegriff gar nicht möglich ist; in so unendlich viele, kleinere und größere Wirkungsgebiete und Lebenskreise das bis zum Aeußersten getriebene moderne System der Arbeitsteilung die einzelnen Individuen gewiesen, überall hat sich ein bestimmter Ehrbegriff rasch genug fixiert: jede Arbeit birgt in sich eine gewisse, wenn auch dunkle, sittliche

Idee und erzeugt den Begriff der Arbeitsehre.*) Diese Thatsache ist ein wahres Glück für das Gedeihen eines Volkes; wo dieser wichtige Hebel der Thätigkeit fehlt oder schwach ist, wird es um den Erfolg bald schief genug stehen! Die Ehre ist die Idee des hohen Wertes der Anerkennung der persönlichen Leistungen und Bemühungen im Dienste der übernommenen Pflicht, mag diese Uebernahme mehr eine freiwillige oder mehr eine gezwungene gewesen sein; sie ist die strikte Negation jener Selbstgenügsamkeit, welche in lächerlicher Ueberhebung oder in trostlosem Phlegma dem Urteil der Genossen gegenüber absolut gleichgültig zuhört.**) Sie bildet daher im weitesten Sinne das höchste und wichtigste Prinzip für die Erhaltung der Integrität sowohl als der Existenzfähigkeit und selbst der Existenzberechtigung einer Gesellschaft im Staate; überall, wo nicht der bloße Gedanke des möglichen Verlustes der persönlichen Ehre durch Verletzung der Pflicht eine Vernachlässigung der letztgenannten an die Grenze des Unwahrscheinlichen drängt, müssen Schäden im Staatsleben, wenn auch vielleicht tief verborgen, vorhanden sein, die über kurz oder lang das Ganze zu zerstören imstande sein werden.

---

*) Wo das Volk schlechthin von Arbeit spricht, da faßt es dieselbe immer in einer engeren Bedeutung. Es denkt an eine aus sittlichen Motiven entspringende, nach sittlichem Ziele ringende That, die mit dem Nutzen für uns selbst zugleich den Nutzen für andere Leute verbindet.

W. G. Riehl, Die deutsche Arbeit. 3. Aufl. S. 5. Stuttgart. Cotta. 1884.

**) Es genügt uns aber nicht, daß wir uns in unserer persönlichen Ehre begreifen und ehrenhaft handeln; wir wollen auch von Andern in Beidem erkannt sein. Diese Anerkennung unserer Ehre ist nichts Anderes, als die Anerkennung des Rechtes unserer Persönlichkeit, worauf alles menschliche Gemeinleben ruht. Wir fordern aber solche Anerkennung dritter nicht blos für unsere Person schlechthin,

Viel empfindlicher aber als gegen den Vorwurf der Pflichtvergessenheit, der allerdings erfreulicherweise noch vielen Männern das Blut in die Wangen treibt, sind im allgemeinen und fast in allen Gegenden der Welt, das Volk sei civilisiert oder fresse seine Feinde auf, die Menschen gegen den Vorwurf der Feigheit: in den oberen Schichten der europäischen Kulturnationen ist es fast allgemein unumstößliches Gesetz geworden, die individuelle, materielle Existenz, das Leben, jederzeit geringer zu achten, als die sociale oder moralische Existenz, die Ehre; eine tiefergehende Erörterung der individuell höchst verschiedenen Ehrtriebe, welche sich in einer vom Ehrgefühl und der Ehrliebe zum Ehrgeiz, zur Ehrsucht und Eitelkeit aufsteigenden Skala bewegen, ist hier nicht nötig; auch hier gilt der Satz von Terenz: „Jus summum, saepe summa est malitia!“ Wenn ohne großen Ehrgeiz noch nichts Großes in der Welt unternommen worden wäre, so hat Ehrsucht häufig genug sich aus jenem entwickelt, und den Leidenschaftlichen zugleich mit dem, was er hervorgebracht, wieder vernichtet. Es ist die immer sich zeigende Erscheinung, daß auch die herrlichste menschliche Tugend in ihrer Uebertreibung zum häßlichsten Laster wird.

---

sondern auch für einzelne Handlungen und ganz besonders für dasjenige Wirken, welches uns den bestimmten Platz in der bürgerlichen Gesellschaft anweist. In diesem Sinne nun sprechen wir von der Ehre des Berufes und der Arbeit. Wir wollen unser eigenstes, persönliches Wesen in unserer Arbeit geehrt sehen, und aus diesem Drange nach persönlicher Ehre der Arbeit, der um so mächtiger in allen Volkskreisen erwacht, je höher die Gesittung steigt, kann man schon schließen, daß die persönliche Arbeit die menschenwürdigste sei. Die verkannte und mißachtete Arbeitsehre des gemeinen Mannes weckte socialistische Wühlereien; die Idee der Arbeit selber fällt aber wieder zermalmend dem Socialismus auf den Kopf; denn sie setzt die persönliche Arbeit voraus, und diese taugt den Socialisten ganz und gar nicht. W. H. Riehl, Die deutsche Arbeit. 3. Aufl. S. 14. Stuttgart. Cotta.

Wer den unvergleichlichen Wert des Ehrgefühls im weitesten Sinne und dessen Unersetzlichkeit als Faktor in der Entwicklung und Ausbildung der menschlichen Gesellschaft und damit des ganzen Geschlechts wirklich erkannt hat, wird sich keinen Augenblick darüber wundern, daß das Duell trotz aller gesetzlichen Hindernisse in der Gesellschaft voll und ganz zu recht besteht, ja daß eine Vermeidung desselben in gewissen markanten Fällen sogar den Beamteten des Staates selbst strengste Beahndung oder Dienstentlassung eintragen kann.

Die Idee, daß einmal eine Zeit kommen werde, wo das Duell als barbarisch und gesetzwidrig, nur noch von Rabulisten und Schnapphähnen vollzogen werden oder ganz verschwunden sein wird, ist nicht weniger vag, als die vom „ewigen Frieden.“ Ein flüchtiger Blick, eine an sich unbedeutende Bewegung kann unter bestimmten Verhältnissen identisch mit der schwersten Beleidigung sein: wer soll dereinst in der staatlichen Ehrengerichtssitzung die bezügliche öffentliche Anklage durchführen und wer das Urteil fällen? — Es ist weit leichter anzunehmen, daß in gewissen kleinen Gesellschaftsgruppen nach und nach Beleidigungen u. s. w. verschwinden, als daß die Selbsthülfe gegen gewisse Vorfälle in Wegfall kommen könne.

Man bedenkt für gewöhnlich nicht, daß für den einen die Ehre einen ganz unschätzbaren Affektionswert haben kann, für den anderen dagegen als Wertobjekt gar nicht existiert: wie soll das Gesetz beide fassen?

Wenn mir bei einem Zimmerbrande ein teures Andenken, die Locke vom Haupte meines unvergeßlichen Vaters mit verbrennt, so erhalte ich für diesen mir unermeßlich scheinenden Verlust von der Feuerversicherungsgesellschaft mit vollem Recht nichts, — als vielleicht einige Worte des Bedauerns, für einen verbrannten Stiefelknecht bekomme ich am Ende 50 Pfennig.

So lange der freventliche Verletzer der persönlichen Ehre

eines Dritten vom Staate nicht mit strengeren oder doch gleich hohen Strafen bedroht wird, als derjenige, welcher sich an Leben und Eigentum vergreift, so lange wird es ihm auch nicht gelingen, jenen Weg endgültig zu verlegen, den heute jeder Ehrliebende betritt und betreten muß, der sein Teuerstes, seine Ehre, die ihm über Leben und Vermögen tausendmal geht, vor frechen Angriffen bewahren zu können nicht imstande war.

Die Strenge der Strafgesetze bildet einen in gewissem Sinne sehr verlässigen Gradmesser für die Kulturhöhe eines Volkes oder einer ganzen Zeitepoche; doch immer muß man bei Verwendung dieses Maßstabes sehr vorsichtig sein, und vielleicht weniger die Gattung und die Höhe der angedrohten Strafen an und für sich betrachten, sondern aus einer vergleichenden Zusammenstellung der verschiedenen Gesetzesparagraphen einen Anhalt zu gewinnen versuchen, für eine Feststellung jener gesetzwidrigen Handlungen, deren Charakter dem jeweils herrschenden Rechtsbewußtsein zufolge annähernd gleiche Verurteilung involvierte.

Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich bestimmt im § 230: „Wer durch Fahrlässigkeit die Körperverletzung eines Andern verursacht, wird mit Geldstrafe bis zu 900 Mark oder mit Gefängnis bis zu 2 Jahren bestraft."

Im § 242: „Wer eine fremde bewegliche Sache einem Andern in der Absicht wegnimmt, dieselbe sich rechtswidrig anzueignen, wird wegen Diebstahls mit Gefängnis bestraft."

Im § 288: „Wer bei einer ihm drohenden Zwangsvollstreckung in der Absicht, die Befriedigung des Gläubigers zu vereiteln, Bestandteile seines Vermögens veräußert oder beiseite schafft, wird mit Gefängnis bis zu 2 Jahren bestraft.

Im § 294: „Wer unberechtigtes Jagen gewerbsmäßig betreibt, wird mit Gefängnis nicht unter 3 Monaten bestraft;

auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, sowie auf Zulässigkeit von Polizeiaufsicht erkannt werden."

Im § 185: „Die Beleidigung wird mit Geldstrafe bis zu 600 Mark oder mit Haft oder mit Gefängnis bis zu einem Jahre und, wenn die Beleidigung mittels einer Thätlichkeit begangen wird, mit Geldstrafe bis zu eintausendfünfhundert Mark oder mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft."

Und endlich im § 187:

„Wer wider besseres Wissen in Beziehung auf einen Andern eine unwahre Thatsache behauptet oder verbreitet, welche denselben verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen, oder dessen Kredit zu gefährden geeignet ist, wird wegen verleumderischer Beleidigung mit Gefängnis bis zu zwei Jahren . . . . bestraft. Sind mildernde Umstände vorhanden, so kann die Strafe bis auf Einen Tag Gefängnis ermäßigt, oder auf Geldstrafe bis zu 900 Mark erkannt werden."

Was ist daraus zu lesen?

Nach dem deutschen Rechtsgefühl — denn das Strafgesetzbuch soll doch wohl die Inkarnation desselben vorstellen? — kann eine fahrlässige Körperverletzung und die Vereitelung einer Zwangsvollstreckung eventuell strenger bestraft werden als eine einfache Beleidigung, und jedenfalls so streng als die thätliche Beleidigung z. B. durch eine Ohrfeige!! — Wer aber etwa 200 Mark stiehlt oder gewerbsmäßig wildert, ist einer Strafe verfallen, die in gar keinem Vergleich steht mit derjenigen, welche darauf gesetzt ist, daß jemand „wider besseres Wissen unwahre Thatsachen verbreitet, die den andern der Verachtung der öffentlichen Meinung zu überliefern geeignet sind"; der Wilderer nun gar muß des eventuellen Verlustes der bürgerlichen Ehrenrechte gewärtig sein, die Strafe des Ehrabschneiders aber kann unter mildernden Umständen bis auf Einen Tag

Gefängnis oder Eine — ja Eine! — Mark Geldstrafe herabgedrückt werden! — — —

Dieser Zustand ist für viele einfach unerträglich!

Nimmt man noch dazu die bekannten, das ganze Strafverfahren ungemein erschwerenden Bestimmungen über den Strafprozeß in Beleidigungssachen, so wird die Thatsache sehr erklärlich, daß der das Gesetz vollstreckende Staat selbst von seinen Dienern unter Umständen unbedingt verlangt, auf Grund des gesellschaftlichen, des Moralgesetzes sich den Schutz seiner angegriffenen oder bedrohten Ehre mit der Waffe zu suchen! —

Kann man denn wirklich noch in vollem Ernste der Hoffnung sich hingeben, daß bei der offenbar stetig zunehmenden Differenzierung in der individuellen Auffassung der Begriffe von Pflicht und Ehre jemals ein Gesetz allen diesen ganz unberechenbar verschieden fundamentierten und beeinflußten, persönlichen Anschauungen genüge zu thun vermögen werde?

Und bleibt dann nicht doch noch immer die Gefahr bestehen, daß Beleidigungen, die in Anzweifelungen des Mutes oder der Tapferkeit eines Andern gipfeln, unbedingt ihrem ganzen Wesen nach eine gewisse thatsächliche Manifestation der absoluten Nichtberechtigung jener Schmähung veranlassen müssen?

Oder wäre es vielleicht im Sinne der Friedensapostel, daß jede stolze, selbstbewußte Persönlichkeit im Urbrei der internationalen Gemütlichkeit zu einer verschwommenen Durchschnittsgestalt sich deformieren lassen solle? .... Ein wahrer Trost, daß dieser Tag des Schablonenmenschentums niemals erscheinen kann, da jedes Hundert neugeborener Menschenkinder die lebendige Mauer gegen jenes Schreckgespenst naturnotwendig — nach dem Gesetz der fortschreitenden Differenzierung der Arten — verstärkt! —

Der Einzelne wird demnach voraussichtlich bis in die fernsten Zeiten hinein manchen Angriff auf seine Ehre blutig

zurückweisen müssen, sobald ihm ein anderes Mittel der Rehabilitierung nicht ausreichend erscheint; es ist dabei ganz gleichgültig, ob er den Zweikampf im engern Sinn unter Einhaltung nahezu international gewordener, konventioneller Gebräuche wählt; ob er nach Art der massiven, aber kerngesund-tapferen Oberbayern mit der Faust, oder ob er gleich dem gefährlich-verwegenen Niederbayern mit dem Messer den Gegner bearbeitet: unter allen Verhältnissen läßt sich keiner vom andern „etwas gefallen“; und wer es thut, wird von den Kameraden mit Recht als Feigling verachtet.

Haben wir nun bereits oben gesehen, einen wie großen Einfluß die gesellschaftliche Rechtsauffassung auf die Gesetzgebung- und Vollstreckung des Staates übt, und üben soll und muß! — so kann es gar nicht ausbleiben, daß auch der Ehrbegriff des gesellschaftlichen Einzelnwesens auf das politische Individuum, den Staat und zwar in wesentlicher Steigerung übertragen wird. Es giebt Ereignisse im Leben der Völker, wo jeder Staatsbürger sich sagt: „So etwas kann man sich nicht gefallen lassen!“ Die Summe dieser Einzelnansichten wird als die „öffentliche Meinung“ bezeichnet; diese öffentliche Meinung aber drängt mit unwiderstehlicher Gewalt dem Staat, der ja an und für sich über und außer allen Gesellschafts- und Moralgesetzen stehend zu denken ist, die Anerkennung einer äußeren „Staatsehre“ auf, einer Ehre, die ohne den Gedanken der Staatspflicht ihrer unverbrüchlichen Wahrung nichts ist und gar nicht vorgestellt werden kann! —

Man sieht, wie dem Staat die Waffe förmlich in die Hand gedrückt wird, und zugleich, wie der Krieg, die Periode der Verwendung der Waffe, geradezu und in aller Form den gesellschaftlichen, — und, was ist dies anders als den Moral-Gesetzen? — dienstbar wird! Nun leuchtet auch klar ein, warum ein Philosoph wie Clausewitz den Krieg als „in das

Gebiet des gesellschaftlichen Lebens“ gehörig bezeichnen durfte.*) Die Gesellschaft selbst ist es, die den Gedanken nicht zu ertragen gesonnen ist, das Staatswesen, die Individualität, um derenwillen Millionen Menschen wesentliche Teile ihrer persönlichen Freiheit opfern müssen, solle nicht das zu thun inderlage sein, was dem schwachen Einzelnwesen völlig zu verbieten keine Gewalt vermag; solle nicht imstande sein, eine schwere Beleidigung der „Nationalehre“ in analog selbstbewußt stolzer und kühner Weise zu rächen.

Da ist nun freilich nicht ausgeschlossen, daß junge Staats- und Gesellschaftsgebilde in ein gewisses Rauffieber verfallen, um sich die Rittersporen zu verdienen; ist es ja mit den modernen Konvenienz-Paukereien nicht um ein Haar anders; der in Jahren vorgeschrittene Mann, dessen Brust im hohen Streben nach positiven Zielen durchglüht ist, kämpft ebenso wenig blos um des Kampfes willen, als ein groß und bedächtig gewordenes Reich, dem die Lösung gesellschaftlicher und innerstaatlicher Probleme überhaupt als erstes, wichtigstes Ziel vorgesteckt ist; jene Jugendkämpfe schaden aber dem Einzelnen so wenig wie dem jungen Staat:

„Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es giebt zuletzt doch noch ’n Wein.“*)

Er lernt seine Kräfte kennen, diese und das Selbstbewußtsein heben sich und der Tag der That, der großen Entscheidung trifft keinen Unvorbereiteten! Nein, es saust die Klinge aus der Scheide, um krachend auf das Haupt des verdutzten Frevlers herniederzuschwirren, um mit jedem Hieb den dröhnenden Beweis zu liefern, daß Ehre und Ruhm, Freiheit und Tapferkeit Ideen sind, um die man getrost sein

---

*) Clausewitz, Vom Kriege. III. 3.

*) Goethe. Faust. II. 2.

bischen Haut riskieren mag! Der Krieg um die Staatsehre, mehrenteils etwas ungenau als Nationalehre bezeichnet, ist also keineswegs eine naturnotwendige Erscheinung, sondern als das Produkt der gesellschaftlichen Anschauungen von Pflicht und Ehre eine kategorische Forderung der Moral; es giebt daher gar keine höhere Pflicht des Staates sowohl als des Staats-Bürgers denn die des Eintretens in den Krieg für die „nationale Ehre."

Man nennt den Krieg schaudernd den „männermordenden"; mag sein! Eines aber ist er gewiß nicht, was der liebe Friede leicht werden kann: „ehremordend!" Ein Leonidas konnte erdrückt von Uebermacht fallen; in der Erinnerung seiner Nation sollte er nicht sterben! — dem Helden bleibt ewig gesichert, was der Feigling nie gewann! — Ein Krieg, der Hunderttausenden das Leben kosten würde, wäre immer noch unendlich moralischer, als ein fauler Friede, der auch nur Hundert Männer zu Weichlingen oder Feiglingen degradiert! Dem Dichter die Hand, der da ruft:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!"*)

Eine ganz besondere Art von Menschen ist es, die ein Gruseln befällt bei dem Gedanken, daß im Dienste der allermenschenfreundlichsten Wissenschaft jährlich einige Tausend Katzen, Hunde, Frösche und Mäuse, Hühner und Meerschweinchen ihr edles Leben etwas früher lassen müssen, als es die Natur fordern würde: mögen dann auch Hunderttausende von Menschen dem Verbote der physiologischen Experimente indirekt zum Opfer fallen, die Tausende von Hunden und Fröschen u. s. w. sind ja gerettet; Hundertausend Menschen um einige Tausend Frösche, das ließe man sich gerne gefallen,

*) Schiller. Die Jungfrau von Orleans. 1. 5.

aber um die nationale Ehre? — man möchte ein Frosch werden! — — Und es hat doch ein Schiller gejauchzt aus seiner überquellenden Dichterbrust:

„Was ist unschuldig, heilig, menschlich, gut,
Wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland?"

Es ist mit den moralischen nicht anders als mit den materiellen Kräften: sie gehen bei mangelnder Uebung und Bethätigung zurück und nähern sich unter ganz ungünstigen Umständen der Verkümmerung, ja verschwinden bisweilen völlig, anderseits aber werden sie durch die Anwendung nicht nur konserviert, sondern sie wachsen und erhöhen sich um so mehr, sie gedeihen um so energischer, je höhere Anforderungen gestellt, je schärfere Ausdauer von ihnen gefordert wird; diese gewaltigen Anspannungen wirken auf den ganzen Organismus nach Naturgesetzen, also ganz mechanisch, mit unvergleichlicher Gewalt; sie erstatten den ersten Aufwand an Initiative mit unglaublich hohen Procenten zurück; so bringt ein jeder Krieg, zu dem sich der Staatsmann jedenfalls nur schweren Herzens und unter schmerzlicher Ueberwindung scharfer Friktionen entschließen kann, einen großartigen Zug in das Volk: die naturgemäße Folge der Entfesselung aller im Staate für gewöhnlich nur mäßig wirkenden, oder auch ganz latenten Kräfte, und was das Wichtigste ist, teilweise rein moralischer Kräfte, unter denen die hervorragendsten sind: die Genügsamkeit, die Tapferkeit, die begeisterte Hingabe an die Pflicht gegen das Ganze, das Einstehen voll und ganz für die Ehre und die Freiheit des Vaterlandes. Auch ein Kant vermag zu keinem andern Schlusse zu gelangen, er sagt: „Selbst der Krieg, wenn er mit Ordnung und Heiligachtung der bürgerlichen Rechte geführt wird, hat etwas Erhabenes an sich, und macht zugleich die Denkungsart des Volkes, welches ihn auf diese Art führt, nur um desto erhabener, je

mehr Gefahren es ausgesetzt war, und sich mutig darunter hat behaupten können: da hingegen ein langer Friede den bloßen Handelsgeist, mit ihm aber den niedrigen Eigennutz, Feigheit und Weichlichkeit herrschend zu machen und die Denkungsart des Volks zu erniedrigen pflegt.*)

Wenn der Krieg sonst nichts leistete als ausschließlich die vorübergehende Vernichtung all der kleinlichen Individualinteressen, müßte man ihn als ganz singuläre moralische Ursache hochschätzen; das allein aber ist es nicht, wie wir gesehen haben: er schafft nicht nur dem Einzelnen einen weiteren und tieferen Blick für das, was dem Ganzen not thut, er erzeugt auch eine Ausdauer, ein Selbstvertrauen, eine Entschlossenheit und eine Thatkraft, d. i. eine so plastische Formung der Individualitäten, daß man sich im Frieden gar kein annähernd entschieden wirkendes Ereignis denken kann; das hat unser Schiller, dieser ganze deutsche Mann, dem großen Kant recht wohl nachgefühlt:

„Aber der Krieg auch hat seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks;
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.

Denn der Mensch verkümmert im Frieden,
Müßige Ruh' ist das Grab des Muts.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen,
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Mut.**)

---

*) Kant, Kritik der Urteilskraft. Vom Dynamisch-Erhabenen der Natur. § 28.

**) Schiller. Die Braut von Messina. (Manfred).

Nicht aber nur den Mut in dem Feigen erzeugt der Krieg, er erweckt auch in dem Indolenten das Gefühl der Pflicht und lehrt ihm die Schätzung der Ehre, die der erfüllten Pflicht wohl verdienten Lohn darstellt.

„Virtutis uberrimum alimentum est honos!“*)

Prächtig und unvergleichbar großartig sind jene Zeiten im Leben der Völker, wo die Nation als unzertrennliche Einheit sich erkennend und zusammenzuckend unter dem frevlerischen Angriff auf ihre Ehre, ihre Freiheit einen so gewaltigen Druck gegen den stählernen Ring der nüchternen Staatsraison, der klugen Berechnung, auszuüben vermag, daß derselbe donnernd zerspringt und den Entschluß frei werden läßt zur kühnen That des Ringens aller Kräfte auf Leben und Tod, — zur Erklärung des Krieges; aus dieser aber strömt hinwiederum ein Zuwachs an moralischen Potenzen in alle nationalen Kreise: so groß, schäumend, elementargewaltig, daß der unverbesserliche, feige Tropf auf immer zusammenknickt in „seines Nichts durchbohrendes Gefühl,“ der Mann und der Jüngling von Herz aber freudig stolz dem wogenden Strome der allgemeinen Aufopferung zueilt, der schon so oft zum Heile von Millionen mit verhängnisvoll-grimmiger Wucht höchste und mächtigste Dämme des Ewiggestrigen durchbrach und auf immer verschwinden ließ! — —

Ein schönes Beispiel hierfür liefert der Dichter Uechtritz: „Meinen Gedanken,“ schreibt er an Schnaase (9. Oktober 1870) „und Gefühlen über die begeisternd große und dabei so grausame Zeit, die wir durchleben, in diesem Briefe genügenden Ausdruck zu geben, darauf muß ich verzichten. Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, das ist die Beschaffenheit der Stimmung in der man sich auf und ab

*) Die ergiebigste Nahrung der Tapferkeit (der Bravheit) ist die Ehre. Val. Max. 2. 6. 5.

wogen fühlt. Auch unsere Familie ist — wie jetzt beinahe jede — von der schmerzlichen Seite dieser Tage durch den Verlust eines teuren Gliedes betroffen worden.

Im Einzelnen aber wächst das Thema so riesengroß, daß unsere Schreibkräfte nicht hinan können."*)

Wenn es nach allem Vorgesagten ganz unzweifelhaft ist, daß der Krieg zur absoluten, moralischen Notwendigkeit werden könne, gar nicht zu sprechen von seiner Naturnotwendigkeit und seiner Unentbehrlichkeit für eine fortschreitende Kultur: so muß um so energischer allen jenen eigentümlichen Auffassungen von Civilisation, Kultur und Moral entgegengetreten werden, die nach keiner Richtung hin begründet, aber durch ihre täuschende Außenseite wohl geeignet sind, in manchen zarten Gemütern Irrungen über das Wesen des Krieges und Zweifel an der aufrichtigen Überzeugung und dem sachlichen Ernste der berufenen Vertreter desselben immer wieder von neuem hervorzurufen.

Ganz besonders aber müssen jene Erzeugnisse einer falsch verstandenen Humanität, oder Gott weiß was! angegriffen werden, die uns die eigenartigsten und überraschendsten Eigenschaften an Stelle unserer bisherigen, uralten, deutschen Tugenden so ganz nebenbei aufzuoktroyieren geeignet wären.

So liest man in einem Artikel „Die Niederlage Hicks Paschas und ihre Folgen: „Aden, 25. Dezember. . . . . Von allen Völkern, wilden und civilisierten, hat der Ägypter am wenigsten das Zeug zum Krieger in sich, während er für die friedlichen Beschäftigungen und zur Leibeigenschaft bis heute wie geschaffen ist, was ihm meiner Ansicht nach nicht zur Unehre gereicht, wenigstens nicht sein friedlicher Sinn, obwohl ihm etwas weniger Talent zum Sklaven zu wünschen wäre."**)

*) „Allg. Ztg." Nr. 61. München, 1885.

**) „Allg. Ztg." Nr. 26. München, 1884.

Diese Ansicht mag vom ägyptischen Standpunkt aus ganz gediegen und hochmoralisch sein, wir von unserer bescheidenen deutschen Stellung aus können ein solches Pack für nicht so viel wert erachten, daß es von der Sonne schwarz gebrannt worden ist, und den Hunds . . . . . . nur von ganzem Herzen wünschen, daß sie von ihren jeweiligen Herren so behandelt werden, wie es feigen und niederträchtigen Tröpfen ziemt. Wenn einem ganzen Volk seine Neigung zur Leibeigenschaft am Ende noch zur Ehre gereichen soll, so muß man denn doch fragen, was überhaupt für den Begriff der Schande und Schmach übrig bleibt? Daß ein solches Gesindel nur insofern für die Civilisation in Betracht kommen kann, als es zufällig energisch ausnutzende und auspressende, weil kräftiger veranlagte Herren findet, liegt auf der Hand. Uns Deutschen wird man für solche Eigenschaften nicht einmal Mitleid, geschweige denn Zustimmung und Anerkennung abzulocken vermögen: Ehre und Freiheit oder doch Freiheitsstreben erscheinen uns nun einmal absolut unzertrennlich verknüpft; die erste ist uns ohne die zweite nicht einmal denkbar, die zweite ohne die erste ist ein Objekt unserer sittlichen Verachtung!

Ein zweiter Artikel lautet unter anderm wie folgt: „Unter den selbstbewußten Stämmen des dunklen Erdteils ist der Galla zweifellos der stolzeste. Arbeit in fremden Diensten kennt er überhaupt nicht, noch weniger Sklavendienst. Durch die unglaublichste Hartnäckigkeit, mit welcher von jeher eingefangene Gallas ihr Sklavenschicksal zu vereiteln gewußt, haben die Araber es gänzlich aufgegeben, auf sie Jagd zu machen. Man erzählt Fälle, daß zum Sklavendienst gepreßte Gallas sich lieber beide Hände abhauen ließen, als daß sie sich willig in ihr Schicksal ergeben hätten. Andere weihten sich mit einem Stoizismus, der einer besseren Sache würdig gewesen

wäre, dem langsamen Hungertode, vom Sklaven wollten und wollen sie nichts wissen. Die Gallas fühlen sich als Herren, sind gewaltthätig, kriegerisch, aber — sofern man ihr Vertrauen erringt — auch treu und ergeben und von seltenem Pflichtgefühl."*)

Eine derartige Schilderung braucht sicher keines langen Kommentars: diese Gallas verdienen unsere ganze Sympathie, ja unsere volle Achtung! Zeigt dieser Negerstamm nicht alle Eigenschaften, welche die civilisierteste europäische Nation allen ihren Gliedern wünschen dürfte? Kann man sich etwas Großartigeres denken, als die Ausdauer dieser braven Schwarzen nicht aus dumpfer Stupidität, sondern aus stolzem Selbstgefühl?

Ist die berühmte, in allen Lehrbüchern der deutschen Gymnasien zu findende Leistung des Mucius Scävola etwa von einer höheren Art, weil seine Hände die eines Weißen waren?

„Ein Stoizismus, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre!" — Einer besseren Sache? Eine solche ist kaum denkbar; wir müssen es vielmehr als etwas geradezu Heroisches hinstellen, dieses „sich dem langsamen Hungertode weihen" an stelle des Annehmens von Sklavendiensten, und der Preis ist wohl dieses riesigen Opfers wert; der Galla weiß recht wohl, wie es scheint, daß Ehre und Freiheit ganz andere, unvergleichlich höhere Güter sind, als das erbärmliche Leben, oder gar als das Hundeleben eines Sklaven! „Servitus postremum malorum omnium non modo bello, sed morte etiam repellendum!"**)

Ist übrigens das, was die Gallas bereits erreicht haben,

---

*) „Allg. Ztg." Nr. 46. München, 1885.

**) Die Knechtschaft ist als das schrecklichste aller Übel nicht nur durch den Krieg, sondern selbst durch den Tod abzuschütteln. Cic. Phil. 2, 44, 113.

daß die Araber sie gar nicht mehr „jagen“, nicht eine Sache, die schon des Opfers einiger Hunderte von Leben wert ist? — —

Soll denn am Ende jener schlechte Witz zu einem deutschen Moralspruch werden, daß „ein lebender Hund besser sei als ein toter Löwe“?

Soll denn wirklich die Hungerleiderei nach ein paar armseligen, angeflickten Lebensjahren die freudige Begeisterung für Ehre und Freiheit des Vaterlandes überwiegen dürfen? —

Mag Coopers Phantasie in seinem „Letzten Mohikaner“ auch an der übertriebensten Üppigkeit leiden; uns und allen Deutschdenkenden wäre es eine viel freundlichere, ästhetisch wie moralisch ansprechendere Erscheinung, wenn die letzte Rothaut thatsächlich unter den rauschenden Stämmen des Urwaldes den Marsch in das Traumgebiet der ewigen Jagdgründe antretend, in hochdramatisch erhebender Weise die mächtige Reihe der grimmig-kühnen Gestalten eines Naturvolkes würdig abgeschlossen hätte: ist es dagegen nicht eine ganz niederdrückende Vorstellung, daß die Nachkommen einer großen, freien Vergangenheit, heute die erbärmlichen grotesken Karrikaturen einer verfallenen Herrlichkeit, in New-York oder Chicago sich als Flickschuster oder Packträger durch ein Leben voll Elend schlagen müssen? ....

„Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken“, wer will's bezweifeln? — Er geht aber auch mit der Erniedrigung derselben zurück; auf den einzelnen Menschen ist die Gültigkeit dieses Gesetzes jedoch keineswegs beschränkt; es ist auch ganz natürlich, daß auf das politische Individuum, den Staat, dieselben Kräfte in ungeheuer potenzierter Form wirken, und auf die einzelnen Glieder heftig rückwirken; da nun ein Rückgang in der Würdigung, ja Heilighaltung des Ehrbegriffs durch den Staat als solchen nur zurfolge haben könnte, daß die Reaktion auf die andrängende, beleidigte „öffentliche Meinung“ nach und nach um so mehr erlahme, als das ehrgeizige

Streben nach hohen Zielen schwächer würde, so wäre die weitere Konsequenz des indolenten Verhaltens ein abermaliges Sinken der gesellschaftlichen Auffassung in Sachen der Pflicht, Ehre und Freiheit: — der Schluß daraus ergiebt sich von selbst; man steht hier am Anfang vom Ende. . . . . Wie viele Staaten gingen bereits auf diesem abschüssigen Wege voran, und wie viele werden ihn noch einschlagen, bezw. haben ihn bereits beschritten?! — Die in Natur und Gesellschaft wirkenden Kräfte sind ewig; wie sie seit Menschengedenken die Erscheinungen beeinflußt, so werden sie es für alle Zeiten thun . . . .

„Wie oft schon wiederholt sich's! Wird sich immerfort
Ins Ew'ge wiederholen . . . ."*)

Man singt uns heute viel zu viel von dem Schulmeisteramt, welches Deutschland über eine Menge anderer Nationen ausübe; wir freuen uns ja ganz herzlich darüber,**) daß, durch deutsches Beispiel veranlaßt, überallhin „erhöhtes Unterrichtsbedürfnis, vermehrte Rüstigkeit der Generation, die mit ernsten Anstrengungen verbundene Selbstbeherrschung, gesteigerte moralische und intellektuelle Kraft, regeres Pflichtgefühl, kurz eine Reihe derjenigen Eigenschaften, welche man im klassischen Altertum wie in der Neuzeit als den Mann besonders zierend angesehen hat, dadurch zu erhöhter Geltung und Ausbildung gelangen. Aber auch die Gefahren dieser Entwickelung sollen nicht verkannt werden." Sie sollen nicht, aber sie werden es! „Ein Schiedsgericht unter den Völkern — sollte es ewig ein unerreichtes Ideal bleiben." . . . . Diese Frage ist von uns entschieden bejahend beantwortet! „Die Gefahren sollen nicht verkannt werden" — schließlich aber heißt es: „Allein um den Frieden nicht erst durch den Kampf, sondern durch seinen Ausspruch zu sichern, muß der Bund größer werden und wachsen,

---

*) Goethe: Faust, II. 2.

**) „Allg. Ztg." Nr. 262. München, 1883.

und damit er das könne, und noch weitere Anschlüsse stattfinden, ist es notwendig, daß über Bedingungen, Mittel und Ziele volle Öffentlichkeit herrsche." . . . .

In wie weit diese schon von Kant eingehend behandelte Forderung der Ehrlichkeit und der unbeschränkten „Publizität" die Idee des ewigen Friedens in das Bereich des Möglichen zu rücken vermag, wurde schon eingehend erörtert; da wir aber zu einem negativen Urteil gekommen sind, zeigt es sich deutlich genug, daß die „Gefahren" eben doch „verkannt" worden sind; in doppelter Richtung verkannt: wir selbst scheinen den höllischen Polypenarmen der gleißnerischen Friedensphrase zu verfallen; andere Völker aber beginnen schärfer und allgemeiner zu erkennen, was der „martialische deutsche Schulmeister" Großartiges an Lehrstoff wie Methode in seinem Heere besitze, und was die auf naturwissenschaftliche und kulturelle Lehrsätze gegründete These vom „Ewigen Krieg" an der unumstößlichen Wahrheit in sich berge; daß ausschließlich der Krieg jene Kraft sei, welche die Völker in einer heilsamen Spannung und Sorge um ihre staatliche Existenz zu erhalten vermöge, woraus allein die innige Mischung von Beharrung und Fortschritt in Kultur und Moral fließt, die ein Gemeinwesen zum Streben nach den höchsten Zielen der Menschheit befähigt.

In wie weit wir dem Fluch der Phrase bereits wieder verfallen sind, ergiebt sich mit erschreckender Klarheit aus der Zahl der immer neu auftauchenden Theorien zur Realisierung der Idee vom „Ewigen Frieden", deren absolute Richtigkeit nachzuweisen das treibende Prinzip dieser Studie war; daß jedoch auch die Reinhaltung unserer deutschen Auffassungsweise von Ehre und Freiheit gegenüber mißverstandenen humanitären Ideen scharf überwacht werden müsse, ist nicht weniger gewiß als hoch bedenklich.

Das Neuerwachen der Freude an den Tugenden unserer

urkräftigen und urgesunden Altvordern kann nur dann mit vollem Herzen froh begrüßt werden, wenn Hand in Hand damit das ernste Bemühen geht, dem ganzen Volke jene bekannten Tugenden als unverlierbare, weil stets einzig erstrebenswerte, heilige Güter darzustellen, nicht als abgeschlossene Begriffe einer „guten, alten Zeit“!

„Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!“*)

Daß wir an die „Martialität“ unserer Urahnen um wesentliche Differenzen nicht hinanreichen, diese Annahme bedarf wohl keiner weiteren Untersuchung!

Das ist nicht gut; viel schlimmer jedoch ist, daß andere, große Völker sehr viel von uns gelernt haben: weniger aus unseren Theorien, als aus unseren Leistungen und deren praktischem Aufbau; um nur einen thatsächlichen Fall näher zu betrachten, sei auf die hochwichtige Erscheinung hingewiesen, wie die Franzosen in Fragen der äußeren Lebensbedingungen des Staates, sowie der natürlichen Grundprinzipien der menschlichen Entwickelung ganz frappant logisch und konsequent zu urteilen gelernt haben; dabei kann so manchem deutschen Doktrinär und sentimentalen Kulturfexen ganz sonderbar zumute werden.

Am Tage der Feier des 84. Geburtstages Viktor Hugos überreichte Herr Aristide Viktor Thiriet, Präsident des Vereins „der Patrioten der Lycees und Colleges von Paris“ dem gefeierten Dichter ein langathmiges Schreiben, das der Feder Paul Derouledes würdig wäre. Darin heißt es: „Wir träumen von der Revanche für die schmerzlichen Tage von 1870/71; aber wir wollen sie als freie Männer, als civilisierte Menschen,

*) Goethe: Faust, I.

für welche die Idee des Kampfes unzertrennbar ist von der Idee des Fortschritts. . . . ."*)

Horcht, ihr deutschen Friedensträumer, wittert ihr nicht den Duft des Naturalismus, den ein Zola in künstlerische Formen gießt? Und wie praktisch-politisch das klingt! — Ja, schüttelt nur bedenklich das Haupt über diese Söhne der Revolutionäre eines verflossenen Jahrhunderts: die haben das Schwärmen aufgesteckt; und wenn ihnen die erstrebten, politischen Trauben auch etwas hoch hängen, es genügt, daß sie wissen, wie man sie holt! Man nenne sie immerhin Chauvinisten; was ändert das an der Thatsache, daß in ihnen jenes Prinzip in hellen Begeisterungsflammen lodert, welches ein Volk zu den größten Thaten und rückwirkend zu geläuterten Begriffen von Ehre und Freiheit führt: die stürmische Liebe zum Vaterlande; jenes Prinzip, dem Schiller den berühmten, prächtigen, poetischen Ausdruck gegeben:

„Ans Vaterland, ans teure schließ Dich an,
Dies halte fest mit Deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft!" **).

Ein einziger Chauvinist ist uns immer noch unendlich mehr wert als so ein Hundert indolenter Wänste, denen ein Körner und ein Arndt nicht weniger unverständlich ist, als einem Affen die Idee der „Würde"!

---

*) „Allg. Ztg." Nr. 60, Beil. München, 1885.
**) Schiller: Tell, II. 1.

VII.

Zusammenfassung und Schlußwort.

„Der Sieg ruht in der Zukunft dunklem Schooß:
Doch in uns selbst das Heldentum."
F. Dahn: Skaldenkunst.

„Das Letzte wär' das Höchsterrungene . . . .
. . . .
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschließen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.
Ja! Diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn! —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick."
Goethe: Faust, II. (Fausts Schwanengesang).

Wer immer sein Auge nicht absichtlich vor der Fülle der Erscheinungen schließt, wer nicht hartnäckig seine Blicke blinzelnd nach allen möglichen und unmöglichen Idealen richtet, nur um desto sicherer dann die einfachen Thatsachen als brutal und

unvergleichlich nichtig bezeichnen zu können, sondern die Dinge unbefangen und ehrlich nimmt, wie sie sind, oder doch uns erscheinen, und unseren Ahnen seit unvordenklichen Zeiten erschienen sind, kann unmöglich einen weiteren Versuch machen, den ewigen, unzertrennlichen und nie lösbaren inneren und äußeren Zusammenhang des Krieges mit allen Vorgängen in der Natur, wie auf den Gebieten der menschlichen Kultur und Moral in frage zu stellen.

Wie der Kampf in der Natur die Grundbedingung jeglicher Möglichkeit der Entfaltung neuen Lebens, des Erstarkens neuer Erscheinungsformen, durch die Begünstigung des Kräftigsten und durch die Konservierung des jeweils relativ Passendsten der Vater einer objektiv zweckmäßig sich darstellenden Wesensreihe ist, welche der teleologischen Weltanschauung eine für naive Gemüter unerschütterliche, scheinbar empirisch gegebene Basis liefert; und wie ein kaum mögliches Aufhören dieses Kampfes identisch sein würde mit der Universal-Willensverneinung eines Eduard v. Hartmann, mit dem Ende alles Lebens, mit dem Nichts: so müßte auch mit der endlichen Aufhebung einer Kriegsmöglichkeit zwischen Staaten und Nationen der Abschluß des Entwickelungsganges des menschlichen Geschlechtes erreicht worden sein, denn gerade dem Kampfe der Völker entwirken sich alle jene herrlichen Gebilde der Kultur im weitesten Sinne, deren Pracht und Stolz uns allzu leicht die treibenden Elemente zu verkennen oder zu unterschätzen verleitet; denn nur die Sorge um die Existenz war es zunächst, die den rohen Naturmenschen in die Fesseln der Gemeinschaft drängte, und späterhin war es der Krieg, der den Stämmen und Völkern immer wieder erneut den Dolch der Vernichtung ins Herz stieß, wenn sie, ihrer Existenzbedingungen vergessend, vom Pfade der Entwickelung abbogen; so zeigte er ihnen auch stets von neuem, was an den Lehren der Gemeinschaft, den

Sitten und Tugenden, die sie erzeugt, um sich selbst zu erhalten, so unersetzlich Wertvolles sei; und bewies den Völkern stets dringender, daß nur in der unbegrenzten Hingabe aller für das gemeinsame Beste eine Garantie für die eigene Existenz der Einzelnen gegeben sei; er vertiefte und erweiterte den Begriff der Pflicht, indem er dem Individuum die Priorität des Rechtes der Selbsterhaltung vor dem der Staatserhaltung abnegierte, und dafür dem Ehrbegriff die höchste Stelle unter den moralischen Potenzen der Gemeinschaft, der politischen und der sozialen, einräumte.

Aus der eigenartigen Wechselwirkung zwischen der Idee des Staates als repräsentativen Individuums und der moralischen Idee der Ehre der gesellschaftlichen Einzelnwesen ergiebt sich eine außerhalb der allgemeinen Naturerscheinungen liegende Motivierung des Krieges: er wird zur eventuellen moralischen Notwendigkeit, wie wir oben gesehen haben.

Der unvergleichliche Druck, den das Ganze auf die organischen Glieder auszuüben vermag, treibt sodann die Idee der Ehre in entschieden entwickelten und kräftig konstituierten Staaten bis zu der von den Sonnenstrahlen des patriotischen Enthusiasmus erglühenden Höhe, von welcher über die ganze Nation hin glänzt, eine goldene Krone auf marmorner Säule, das uralte und ewig junge horazische Wort:

„Dulce et decorum est pro patria mori.“

Daß diese Devise ewiges Eigentum jener bleibe, die von einem Vaterland zu sprechen wagen, dies anzustreben ist höchste Ehrenpflicht aller, die das Wesen des Krieges und die notwendigen Forderungen der Gemeinschaft an den Einzelnen erkannt haben.

Wir nehmen nicht blos an, sondern wir wissen mit absoluter Bestimmtheit, daß der Krieg aus dem Völkerleben nicht verschwinden wird, solange Nationen gleich Individuen nach

höherer, geistiger und moralischer Entwickelung streben; solange sie trachten, ihren verschiedenen Gliedern die Erlangung der notwendigen, materiellen Existenzbedürfnisse zu sichern und zu erleichtern; solange ihnen ihre Sprache, ihre Sitte, ihr Recht, ihre Lebensgewohnheiten unbefugter fremder Einmischung oder Bedrohung gegenüber unbeeinflußt zu erhalten als naturgemäße hohe Pflicht erscheint; solange eine feurige Begeisterung für die Palme in den Leistungen auf dem Gebiete der Künste und der Wissenschaften die geistige Aristokratie durchströmt und zu den gewaltigsten Anstrengungen spornt; solange ihnen endlich ihre Ehre, ihre Freiheit und das dem Kriegsherrn gegebene Wort der unerschütterlichen Treue mehr gilt als jegliche Art von materiellen Gütern. Er wird nicht verschwinden! — ebenso wenig wird er dies, als je der individuelle Daseinskampf und Wettbewerb erlöschen wird; denn ewig werden Völker gleich Individuen von einander teilweise abhängig sein, ewig werden sie nach völliger Ungebundenheit in ihren Handlungen und Bewegungen streben, und doch können sie immer nur mit, durch und gegen einander existieren: wehe dem, der sich dem Mächtigen mit Gewalt entgegenstellt oder zu widersetzen unbedingt gezwungen ist, die Räder des Schicksals rollen über ihn hinweg — zermalmend, vernichtend. — — —

„Das alte Wort, das Wort erschallt:
Gehorche willig der Gewalt!
Und bist Du kühn, und hältst Du Stich,
So wage Haus und Hof und — Dich!“*)

Wir aber werden ihr nicht gehorchen, der von außen kommenden Gewalt! — sondern „stichhalten“ und „uns wagen“! Die Ehre will's! Denn:

„Sich selbst erhalten bleibt der Selbstsucht Lehre,
Nicht Dankbarkeit und Neigung, Pflicht und Ehre!“**)

*) Goethe: Faust, II. 5. (Chorus).
**) Das.: Faust, II. 4. (Der Kaiser).

Ein betrübendes Bild bieten die jämmerlichen Bestrebungen der patriotisch Indifferenten und der individuellen Feiglinge: die ersten wissen nicht, oder wollen nicht wissen, wer allein ihr Dasein möglich macht und schützt; die zweiten erkennen den Wert des Gemeingeistes wohl, aber sie sind zu mattherzig, um auch ihr gebührend Teil dem Interesse des Ganzen kühn darzubringen; und doch bietet selbst dem Armseligsten noch die Thatsache einen Trost, daß im allgemeinen kein Tod rascher, schmerzloser und schöner ist, als der des Kriegers. Auch Darwins Meinung über den Kampf in der Natur dürfte hier einschlägig sein: „Wenn wir über diesen Kampf ums Dasein nachdenken, so mögen wir uns mit dem vollen Glauben trösten, daß der Krieg in der Natur nicht ununterbrochen ist, daß keine Furcht gefühlt wird, daß der Tod im allgemeinen schnell ist, und daß der Kräftige und Gesunde überlebt und sich vermehrt.“ *)

Wozu jedoch überhaupt Trost? — Was soll das weibische Jammern und Wehklagen? — Was kann denn die fürs Vaterland Gefallenen mehr bewegen und erregen? — Oder ist der Gedanke, einige Jahrzehnte früher die Lebensbilanz ziehen zu sollen, gar so schrecklich? — Nein, und tausendmal nein! All das Winseln und Greinen besorgen die glücklich Überlebenden, und gerade jene von ihnen schreien am lautesten, die es am wenigsten nötig hätten; die zumteil gar nie noch auch nur eine Ahnung davon gehabt haben, was es herrliches und großartiges um das Hochgefühl ist, sich selbst mit Gut und Blut als Opfer für eine erhabene Idee und gar für die erhabenste von allen: für die Ehre und die Freiheit des Vaterlandes darzubringen!

Wer dann nur verwundet wurde oder ganz unversehrt

---

*) Darwin: über die Entstehung der Arten. 3. Kap.

geblieben ist im Kampfe, wird sein Bewußtsein als Held und Kriegsmann durch die lockendsten Töne der Friedensschalmeien nie und nimmer verwirren oder verdunkeln lassen.

Uns Deutschen fehlt es nicht an jenen Tugenden, die des Mannes und Patrioten stolzeste Zierden bilden; man kann weit suchen unter den Völkern, um auf kleinem Raum soviel Ausdauer, Entschlossenheit und Thatkraft, so heroische, selbstbewußte Tapferkeit und Mannhaftigkeit, so gediegene Auffassung der Erhabenheit und Ehre in der Arbeit und in der treuen Pflichterfüllung, so hochveredelten Sinn für des Tapferen Ehre und für Freiheit wieder zu finden, wie in unserem deutschen Vaterlande!

Ruhig kann der Deutsche von sich sagen:

„Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae!“*)

Nicht an dem kühnen Mut und der großartigen Aufopferungsfähigkeit für eine Idee fehlt es bei uns, nicht an den Tugenden, die den Bürger wie den Soldaten zieren: nein, aber der große Gemeindrang ist es, der im allgemeinen schwach sich zeigt; in kleinen Kreisen, wo das Individuum noch zum sichtbarlichen Einfluß, seine Ansicht zum entscheidenden Durchbruch leichter gelangen kann, als in großen Verbänden, da fühlt sich der Deutsche wohl; nicht beschränkter Blick ist es, der solches wirkt, sondern ein unwiderstehlicher Trieb nach individueller Leistung, nach eigenartiger Kräftebethätigung: wer diesen urkräftigen Trotz des Selbstbewußtseins endgiltig in den Strom der Idee des Ganzen zu lenken weiß, der hat das große Loos in der Lotterie um die dauernde europäische Hegemonie im Namen Germanias gezogen!

---

*) Wenn der Himmel einbricht und zusammenstürzt, die Trümmer werden niederfallen auf einen Unerschrockenen. Horaz, Oden. B. III. 3. 7.

Der große Reichskanzler kennt seine Deutschen genau; was er am 2. März d. J. in fraglicher Hinsicht angedeutet, muß seines treffenden Inhalts und seiner glänzenden Form wegen hier eine Stelle finden — auf die sichere Gefahr hin, daß dadurch die ganze Umgebung in tiefsten Schatten gestellt wird: „Bei den fremden Nationen machen die Vorgänge in Deutschland ja sehr leicht den Eindruck, daß bei uns zwar unter Umständen wie 1870, wie 1813, die geharnischten Männer aus der Erde wachsen, wie aus der Saat der Drachenzähne in der griechischen Mythe in Kolchis, aber daß sich dann auch stets irgend ein Zaubersteinchen der Medea findet, welches man zwischen uns werfen kann, worauf sie über einander herfallen und sich so raufen, daß der fremde Jason ganz ruhig dabei stehen kann und zusehen, wie die deutschen gewappneten Recken sich untereinander bekämpfen. Es liegt eine eigentümliche prophetische Voraussicht in unserem alten nationalen Mythus, daß sich, so oft es den Deutschen gut geht, wenn ein deutscher Völkerfrühling wieder, wie der verstorbene Kollege Völk sich ausdrückte, anbricht, daß dann stets der Loki nicht fehlt, der seinen Hödur findet, einen blöden, sämlichen Menschen, den er mit Geschick veranlaßt, den deutschen Völkerfrühling zu erschlagen, rasch niederzustimmen."

Eines bleibt gewiß, daß Deutschland, solange es einig denkt, handelt und kämpft, allen Stürmen von außen und von innen im stillen Bewußtsein seiner Kraft ruhigen Mutes entgegensehen kann; vorausgesetzt, daß es auch immerdar in weiser Erkenntnis der menschlichen Dinge, in kluger Voraussicht dessen, was der Wechsel der Zeiten und die stete Bewegung der Interessen naturnotwendig bringen muß, in entsagungsmutiger Ausdauer und angespannter Thatkraft jenen Hauptfaktor aller politischen Größe und Selbständigkeit im allerweitesten Sinne der liebevollsten, hingebendsten, treuesten

Fürsorge als im höchsten Maße würdig erachtet, welcher die heutige Stellung unseres Vaterlandes im Rate der Nationen allererst möglich gemacht, begründet und erhalten hat, — zum Wohle des deutschen Volkes und im Interesse des friedlichen Gedeihens der übrigen Länder. —

Solange Deutschland einig bleibt und Eine Armee sein Eigen nennt; solange es einfach und beharrlich seinen hohen Zielen nachstrebt; solange es, den Thatsachen und Erscheinungen im Natur- und Staatenleben Rechnung tragend, die wichtigste Pflicht der Selbsterhaltung nicht über Träumereien in den Hintergrund treten läßt; solange wird nicht nur keine Gefahr unsern Mut und unser Selbstvertrauen zu erschüttern vermögen, uns vielmehr ohne Kummer und Zagen der Thatsache ins Antlitz schauen lassen, daß alle Entwicklung, jeder Fortschritt in Natur, Kultur und Moral nicht nur zusammenhängt, sondern ganz notwendig bedingt wird von einer Naturkraft unwiderstehlich gewaltigster Art, einer Kraft, die von Ewigkeit her wirkte und in alle Zeiten fort wirken muß; die alles durchströmt, belebt, aber auch der Vernichtung aussetzt; die sich äußerlich darstellt im Leben der Individuen als der ewige Streit, Wettbewerb und Kampf, im Leben der Stämme aber, Staaten, der Rassen und der Nationen als der

„Ewige Krieg“.

1.a, Vitzthum v. Eckstädt, Briefe.
b, Graf z. Lippe. Zieten.

2.a, Herf, Briefe aus Jndien.
b, Rocholl, Dunkle Bilder.

3. Dahn, Gelimer.

4.a, Friedrichs des Grossen Gespräche.
b, Aidé, Vornehme Gesellschaft und
Kaszewski, Ein herrisches Weib.

5.a, Tscheng-Ki-Tong, China.
b, Seidel, Vorstadt-Geschichten.

6. Historisches Taschenbuch v. 1885.

7.a, Ewiger Krieg.
b, G.z. Putlitz, Mein Heim.

8. Bayard Taylor.

9. Heims, Unter deutscher Kriegsflagge.

10.a. Löhn-Siegel, Vom Oldenburger Hoftheater.
b. d'Esterne-Keeting, Drei Schwestern.

11.a, Wie es war und wurde.
b, Pfarrleben in einem Gebirgsdorfe.

12.a, Blum, Aus dem alten Pitaval.
b, Norris, Eheglück.